

VOLKS-TRIBÜNE.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 850 der Zeitungspreislifte für das Jahr 1888.)

Redaktion und Expedition:
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Speditoren:
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 38.

Sonnabend, den 22. September 1888.

II. Jahrgang.

Inhalt:

Die Frage der Frauenarbeit. — Ist die Noth ein erziehender Faktor? — Das Ende eines Börsenkönigs. — Zur Arbeiterwohnungsfrage. — Die wachsende Schnapsvergiftung. — Die Brodvertheuerung.

Gedicht. — Novelle. — Englands erster großer Arbeiterinnenstreik. — Die Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen. — Eine Muster-Fabrikordnung (Hösch in Dortmund). — Zur Altersversicherung.

Politische Nachrichten. — Kleine Mittheilungen. — Gewerblichkeits. — Vereine und Versammlungen.

Die Postabonnenten unseres Blattes

erinnern wir daran, ohne Säumen und vor Monats-schluss ihr

Abonnement zu erneuern,

da sonst das Abonnement von der Post als erloschen betrachtet wird, und erst nach dem Monats-schluss eingegangene Bestellungen mit unnützen Kosten und Arbeits- und Zeitvergeudungen verbunden sind — ganz abgesehen davon, daß eine Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern oft gar nicht mehr erfolgen kann.

Arbeiter und Parteigenossen!

Tretet eifrig für die weitere Verbreitung dieses Blattes ein!

Bestellungen nehmen in Berlin alle Speditoren entgegen.

Listen zum Sammeln von Abonnenten jederzeit durch unsere Expedition, Oranienstrasse 23, zu beziehen.

Der Verlag der „Berliner Volks-Tribüne.“
Berlin S. O., Oranienstr. 23.

Die Frage der Frauenarbeit und ihre Lösung.*)

Das nordamerikanische Territorium Wyoming ist unter verschiedenen Gesichtspunkten eines der fortgeschrittensten Länder. So besitzen dortselbst schon seit 1867 die Frauen das Stimmrecht — zum Entsetzen der Spießbürger aller Parteien in Deutschland und anderwärts. Jüngst hat nun die Gesetzgebung dieses „Weiberstaates“ einen Beschluß gefaßt, welcher beweis, um wieviel vernünftiger die Lage der Frauen und was ihnen nothwendig beurtheilt wird, wenn man auch die Frauen selbst gleichberechtigt an der Beschlußfassung theilnehmen läßt, als wenn die Männer in dunkelhaftem Bessersinn allein entscheiden wollen.

In Europa herrschen merkwürdigerweise sogar innerhalb der fortgeschrittensten Partei, welche von der „Gleichheit“ alles dessen, was Menschenangeficht trägt“ ausgeht, unter den sozialistischen Arbeitern nämlich noch absonderliche Meinungsverschiedenheiten über die Lösung der Frage der Frauenarbeit. Nicht wenige derselben Männer, welche sonst mit Feuer und Flamme für Freiheit, Gleichheit und unbeschränkte Fortentwicklung auf allen Gebieten eintreten, wissen die unzweifelhaften Mißstände der heutigen gewerblichen Frauenarbeit nicht anders zu bekämpfen, als indem

sie, ganz ebenso wie die ärgsten christlich-germanischen Reaktionen, der Frau die selbständige gewerbliche Arbeit verbieten und sie ganz auf das Haus, „wohin sie gehört“, beschränken wollen. Damit würde die Frau selbstverständlich wieder völlig in die wirtschaftliche Abhängigkeit zum Manne gerathen, aus welcher sie sich gerade durch die gewerbliche Arbeit einigermaßen loszumachen begonnen hat. Andere wollen nicht soweit gehen, aber die Frau doch durch die Gesetzgebung aus so vielen Gewerbezweigen, als nur immer möglich vertreiben, indem sie sich dabei auf den Standpunkt der Gesundheit und der „Sittlichkeit“ der Frau stellen, welche sich mit zahlreichen Arbeiten nicht vertrage. Mit dem Verbote vom gesunden Standpunkte kann man allerdings insoweit einverstanden sein, als eine bestimmte Arbeit für den weiblichen Organismus erheblich schädlicher ist, als für den männlichen. Dagegen sind die „Sittlichkeits“-Bedenken geradeheraus die bloße Spießbürgererei, welche von dem vorurtheillichen Standpunkte ausgeht, daß es zweierlei Sittlichkeit für die zwei Geschlechter gäbe, und die weibliche Sittlichkeit durch Dinge verlegt werde, welche die männliche ganz gut vertrage.

Die einzig richtige, weil auf dem Boden des Sozialismus und der Gleichberechtigung stehende Lösung der Frage der Frauenarbeit hat nun die Gesetzgebung von Wyoming gefunden. Sie hat sie allerdings nicht neu entdeckt, denn es ist keine andere, als die, welche auch die folgerichtigsten Sozialisten vertreten. Die Gesetzgebung von Wyoming hat nämlich bestimmt, daß die Frauen keine geringeren Löhne erhalten dürfen als die Männer.

Dieser Grundsatz wird, allgemein durchgeführt, die Frauenarbeit auf das wirtschaftlich und gesellschaftlich richtige Maß bringen und dabei einerseits die unverlethbare Selbstbestimmung und Unabhängigkeit der Frau und andererseits das Interesse der Allgemeinheit vollkommen wahren. Denn sobald die Unternehmer gesetzlich gezwungen sind, beiden Geschlechtern gleiche Löhne zu zahlen, werden sie die Frauen nur da mehr als Arbeiterinnen behalten, wo diese gleichgute oder bessere Arbeit als die Männer leisten; während der heute wirkende schmutzige Beweggrund, die Frauen nur wegen ihrer größeren Billigkeit zu nehmen, sammt seiner Folge, dem verderblichen Druck der Frauenarbeit auf die Löhne der Männer bzw. auf die allgemeine Lebenshaltung der Arbeiter, von selbst hinwegfällt.

Die Forderung der sozialistischen Arbeiter in Bezug auf die Frauenarbeit darf daher nur lauten:

Völlige Rechtsgleichheit für beide Geschlechter;
Für gleiche Arbeit gleicher Lohn für Frau und Mann!

Ist die Noth ein erziehender Faktor?

„Es geht ihnen noch zu gut; wenn sie nichts mehr zu essen haben, wird mehr Interesse und Leben in die Arbeiterbewegung kommen.“ Wenn diese Meinung in der Arbeiterbewegung allgemein vorherrschend wäre, so hätten die Kapitalisten freies Feld, und das Resultat wäre ein widerstandsunfähiges Lumpenproletariat.

Wozu sich dann noch abmühen in Gewerkschaften, um die Lebenslage der Arbeiter noch auf einer gewissen Höhe zu halten? Wozu Unterstützungskassen gründen, um bei Krankheits- und Sterbefällen die Angehörigen vor noch größerer Noth zu schützen? Wozu für Verkürzung der Arbeitszeit und Arbeiterschutzgesetze eintreten, wenn die grimme Noth allein Rettung bringen, die Menschen zum Handeln treiben kann? Warum treten trotzdem in ihren Organisationen die Arbeiter gegen eine Verschlechterung auf?

Freilich ist durch die Erfahrung festgestellt, daß die Uebelstände fühlbar sein müssen, daß die Menschen unter dem Druck der Verhältnisse zu leiden haben, bevor sie dagegen ankämpfen und diese Zustände hassen werden. Die Folgen der Verhältnisse müssen als Schäden empfunden werden, wenn man deren Beseitigung fördern soll.

Die Noth ist also unstreitbar ein nothwendiger Faktor in der Arbeiterbewegung, insofern sie die Anregung zum Denken und zum Handeln über gewisse Verhältnisse giebt.

Aber die Noth ist ein schlechter Erzieher, wenn sie in einem Grade auf den Menschen einwirkt, daß ihn der grimme Hunger beherrscht. Mit solchen Menschen läßt sich kein Aufbauen bewerkstelligen, bei dem die Intelligenz das entscheidende Wort reden soll.

Blicke man doch auf die materiell am schlechtesten gestellten Arbeiter, wo sind sie in der Arbeiterbewegung? Müßten sie nicht, wenn die Noth allein ein so wirksamer Erzieher wäre, in der ersten Reihe der Bewegung stehen? Wir wissen aber, daß dem nicht so ist, daß gerade diese Klasse einem Stumpfsein, einer Gleichgültigkeit, einer Feigheit anheimgefallen ist, die es unmöglich macht, daß diese Leute sich aus eigener Initiative wieder emporzukämpfen können.

Diese Arbeiter können nur durch die Hilfe und Thätigkeit der besser situirten Arbeiter wieder emporgerichtet werden, und selbst das hält außerordentlich schwer.

Und sind solche tief gesunkene Leute wieder mit Hilfe der bessergestellten Arbeiter anzuerheben, so weiß ein Jeder, wie unendlich schwer es ist, welche aufreibende Arbeit dazu gehört, sie geistig zu bearbeiten, sie zu erziehen, daß sie fähig sind, aus eigener Kraft sich auf dem besseren Standpunkt zu halten.

Wir glauben, es ist nicht nöthig, noch Beispiele zu liefern. Die letzten Jahre, bis in die jüngste Zeit, haben uns genügend Beweismaterial dafür erbracht.

Der wohlhabende Mensch ist friedlich; aber er wird rebellisch, wenn er arm wird. Das ist richtig; jedoch darf man den Begriff dieser aufstrebenden Armuth nicht bis dahin ausdehnen, wo in Folge von Arbeitslosigkeit und erbärmlichen Hungerlöhnen der Mensch körperlich und geistig zu einer willenlosen und charakterlosen Maschine herabgesunken ist. Auf solcher Stufe hört das heilige Feuer der Begeisterung für ein Ideal auf.

Sehen denn diese Brüder nicht, die da wünschen, „daß es noch schlechter werden muß!“ zu welcher Rolle das „Lumpen-Proletariat“ fähig ist? — Die letzten Jahre haben uns in Amerika und Europa Vorgänge geliefert, die uns den Beweis erbrachten, daß die herrschende Gesellschaft sich die Prätorianergarde, die Agenten und Gallunten, mit denen sie die Arbeiterbewegung niederzuhalten sucht, mit denen sie ihre Pläne zur Vernichtung der Arbeiterbewegung ausführt, gerade aus dem Lumpenproletariat rekrutirt.

Es soll und darf nicht schlechter werden, muß deshalb unsere Lösung sein, es muß, soweit es in unseren Kräften liegt, eine Verschlechterung verhindert werden. Gerade die Gewerkschaften, deren hauptsächliches Streben auf eine materielle Besserstellung der Arbeiterklasse gerichtet ist, die den Kampf gegen eine Verschlechterung zu führen haben, sie müssen mit allen Kräften hochgehalten und unterstützt werden, denn sie werden die Kerntuppen im Emanzipationskampfe der Arbeiterklasse zu liefern haben.

Wer uns von einem „Schlechterwerden“, als einzigem Mittel der Besserung, redet, ist ein Mensch, der die Arbeiterbewegung nur oberflächlich betrachtet und deshalb muthlos geworden ist.

Die rapide sich verschlechternden Verhältnisse in allen Zweigen liefern uns ein für die Prinzipien der Arbeiterbewegung empfindliches Proletariat; aber Sache der Arbeiterorganisationen ist es, dieses Menschenmaterial auf einer solchen Stufe zu halten, daß es nach allen Seiten noch befähigt ist, diesen geistigen Anforderungen zu entsprechen. (Drauer-Stg.)

Das Ende eines Börsenkönigs.

Wie ein Meteor leuchtete vor ungefähr zwei Jahren am trüben und sturmreichen Himmel der Börse in New-York der Name Robert Garrett's auf.

Bis dahin hatte derselbe in den Reihen der kleineren sozialen Haifische eine verhältnismäßig stille Existenz geführt

*) Wir beabsichtigen, der Anregung des St. Gallener Kongresses folgend, über die Frauenfrage eine möglichst umfassende Diskussion zu eröffnen und geben heute in dieser Angelegenheit einem der geistig hervorragendsten deutschen Sozialdemokraten das Wort. Die Red. der V. V.

und es kaum über eine lokale Berühmtheit in seiner Geburtsstadt Baltimore gebracht.

Mit einem Schläge aber, mit einem glücklichen Coup, durch welchen er den von ihm beherrschten Aktien der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn zu riesigem Aufschwunge verhalf, gelang es ihm, zu einer der obersten Stufen des Thrones sich emporzuschwingen, auf welchem in unnahbarer Nebelhöhe der Gott-Vater der New-Yorker Börse, Jay Gould, waltet.

Urpflöglich war sein Name in Aller Mund. Gestern fragte man noch: Wer ist Robert Garrett? Heute begnügen Alle einem naiven „Grünen“, der diese Frage an sie richtete, mit dem halb mitleidigen, halb erstaunten Ausrufe: „Wie? Sie kennen „Bob“ Garrett nicht? Wo kommen Sie denn her, lieber Freund?“

Und sobald Einer in Amerika den Namen „Bob“ oder „Jale“ oder „Jim“ erhalten hat, d. h. sprichwörtlich geworden ist, ist er ein gemachter Mann, möge er nun Börsenspekulant, Schauspieler, Richter, Preisboger oder „Staatsmann“ sein.

So war denn auch aus dem, ein verhältnismäßig ruhiges, bürgerlich geordnetes Leben führenden Baltimoreer Patriziers, Robert Garrett, die New-Yorker Börsenberühmtheit Bob Garrett geworden. Und wer an der New-Yorker Börse berühmt wird, wem es gelungen ist, die mit allen Wassern gewaschenen Gaumer dieser gesetzlich sanktionierten Spielhöhe zu übergaumen, dessen Name gehört der zivilisierten Welt, vor dem beugt man ehrfurchtsvoll den Nacken und — hält sich die Taschen zu —, die beiden höchsten Ehrenbezeugungen unseres aufgeklärten Zeitalters.

Und so wurde denn Robert Garrett berühmt, gefürchtet, gelobhudelt und gehäht in den Reihen des internationalen Spekulantenthums.

Sein Name kam auf die „Hofliste“ der „großen“ Presse. Täglich wurden die Leser mit Berichten gespeist, wie er sich räuspert und wie er spuckt. Seine Häuser, seine Pferde, seine Yachts und — seine Maitressen wurden mit liebevoller Anbetung beschrieben. Die Horde der kleinen Börsenspieler lauerte auf jeden seiner Wink, auf jeden seiner Gedanken.

Kurz — Robert Garrett war der Mann des Tages. In vollen Zügen trank er den berausenden Becher des Einflusses, welchen Millionen verleihen, der Aufregungen jenes rastlosen Glückskampfes, in dem Menschenleben der Einsatz sind. — — —

Zwei Jahre sind es her.

Vor wenigen Tagen, beim Morgengrauen, fuhr von der Thür eines der ersten New-Yorker Hotels eine geschlossene Kutsche ab.

In derselben saß ein gebrochener, sehr früh gealterter, stier und ausdruckslos vor sich hinschauender Mann mit dem entsetzlichen Stempel des Blödsinns in allen Zügen. Ein Arzt saß neben ihm, zwei Krankenschwäger — auf den vorderen Wagen sitzen. Von Zeit zu Zeit mußten diese ihn bei den Armen festhalten, daß er nicht in Tobzucht ausbreche.

In aller Eile fuhr der Wagen nach dem Erie-Bahnhof in Jersey City, wo ein Ertrazug in Bereitschaft stand. Mit Mühe und nicht ohne Anwendung von Gewalt wurde der Mann in den Schlafwagen gebracht.

Der Zug dampfte ab, um zwei Stunden später an einer einsamen kleinen Station bei Ringwood in den Jersey-Wäldern zu halten. Dort in einem für ihn gemieteten Hause ist nun der Unglückliche untergebracht — ein unheilbarer Idiot.

Stundenlang sitzt er regungslos da, in die wüsten Träume des Jenseits versunken.

Plötzlich springt er auf, schlägt mit der geballten Faust auf den Tisch und ruft mit heiserer Stimme: „Ultimo! Morgen stecke ich alles ein! Ich lebe noch und bin der Alte!“

Und dann bricht die Tobzucht aus, die Wärter eilen herbei und werfen ihn gebunden auf's Bett.

Dieser rasende Idiot ist Alles, was übrig ist vom Börsenkönig Robert Garrett.

In den Kreisen der Finanz- und Lebemänner der Hauptstadt ist es kein Geheimniß, wie dies so gekommen. Man weiß, wie Garrett gelebt, oder vielmehr sich allmählich umgebracht hat, man nennt die Namen der Frauen, die ihm dazu verholten. Eine von ihnen kann man heute noch in den Nachmittagsstunden in einer eleganten Viktoria spazierenfahren sehen. Sie ist sehr schön und hat unschuldige, blaue Augen wie ein Kind. . . .

Man weiß, in welcher Art Ausschweifung Garrett sein Leben und Hirn vergeudet hat. Man flütert's sich zu „unter dem Siegel der Verschwiegenheit“, man macht cynische Witze darüber. . . . In ein paar Tagen ist auch das vergessen und der Idiot wird weiter toben in seinen Jersey-Wäldern, ohne daß ein Mensch sich um ihn kümmert, außer denen, deren Dienste seine Millionen erkaufen.

Wir aber wollen des Mannes hier gedenken, weil er nebst seinen vielen Schicksalsgenossen eine jener Gestalten ist, die für unsere reichthümeraufhäufende Gegenwart ebenso typisch sind, wie es die wahnsinnigen Kaiser des Römischen Reiches waren für ihre Zeit der politischen Machtübersättigung.

Den Cäsarenwahnsinn der Nacht haben uns die Historiker des Römischen Reiches in ergreifenden Zügen geschildert. Der Cäsarenwahnsinn des Mammons, die Wirkungen des berausenden und tödtlichen Giftes der Besitzesüberfülle werden dereinst den Historiker fesseln, der die Geschichte der Krankheit und des Verfalles des kapitalistischen Weltalters zu schreiben gedenkt.

Vielleicht wird er das furchtbarste Bild zu entwerfen haben, das jemals ein Geschichtsforscher vor den Augen seiner entsetzten Leser entrollte.

Zur Arbeiter-Wohnungsfrage.

(Aus Frankreich.)

I.

§ Mit der Entwicklung der Industrie, der Schaffung des Proletariats und Anhäufung desselben in und um die Industriezentren ist die Frage der Arbeiterwohnungen zu einem der brennendsten Punkte geworden, welche in allen kapitalistisch produzierenden Ländern auf der Tagesordnung steht.

Als die neuen Produktionsbedingungen mit einem Schläge durch die starke Nachfrage nach „Händen“ eine große Menschenmenge nach bestimmten Orten zogen, mußte die Nachfrage nach Wohnungen ebenfalls rasch in die Höhe schnellen, ohne daß es möglich gewesen, das vorhandene Bedürfnis unverzüglich zu befriedigen. Die überwiegende Nachfrage führte unvermeidlich eine bedeutende Preissteigerung im Gefolge, forderte zur Spekulation mit Grund und Boden und Bauten heraus, welche zu den wüthendsten Orgien des Besitzthums zählen.

Zu dem ungeheuerlichen Preise der Arbeiterwohnungen stand und steht noch jetzt deren Güte im umgekehrten Verhältnisse. Je theurer der Proletarier seine armselige Wohnung zahlt, um so schlechter ist dieselbe, sie leidet an Mangel an bequemer und gesunder Einrichtung das Menschenmögliche.

Die schon natürlich hohen und künstlich noch höher hinaufgeschraubten Preise der Wohnungen machten es dem immer tiefer hinabgedrückten Arbeitslohn gegenüber für die Masse des Proletariats zur Unmöglichkeit, daß jede Familie ihre eigene Wohnung hatte. Die periodischen Krisen, die weitere Entwicklung der Produktionsmittel, welche durch Anwendung neuer Erfindungen, durch Frauen- und Kinderarbeit heute Tausende von „Händen“ aufs Pflaster wirft, morgen dagegen wieder durch den Röder neuer Unternehmungen Tausende nach einem Orte zog, trug dazu bei, den Mißständen im Betreff der Arbeiterwohnungen immer größere Ausdehnung zu verleihen.

Während nur von einer glücklichen Elite des Proletariats galt, daß jede Familie ihr eigenes Heim hatte, war die Masse in den ungesundesten Räumen zusammengepfercht. Die Anhäufung einer bunt zusammengewürfelten Menge, das Zusammenhauften der Geschlechter und Alter, das Elend der gesammten Existenzbedingungen mußte derartige Wohnstätten zu einem Heerd ansteckender Krankheiten, von Laster und Verwilderung machen.

Die so „hochanständige“ und „gebildete“ Bourgeoisie kämpfte die Nase über den verkommenen Arbeiter, „den Trunkenbold und Wirthshausläufer“, sein lieberliches Weib, sein verrohtes Kind anstatt sich an die Brust zu schlagen und demüthig „mea culpa“ (meine Schuld) zu sagen. Wer anders war es als sie, die durch fabelhafte Steigerung des der Arbeit verdankten Mehrwerthes, durch Spekulation auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Proletariats, denselben in Bedingungen stieß, welche menschenunwürdig waren, und die sich an seiner gesammten Entwicklung, an derjenigen seiner Kinder und Kindeskinde bitter rächten.

Der Arbeiter, welcher nicht mehr über eine freundliche, saubere Wohnung verfügen kann, welcher weiß, daß ihm nach dem schweren Tagewerk ein finstres, ungesundes Loch erwartet, das er vielleicht noch mit so viel Unglücksgefährten theilen muß, als der Raum Strohsäde und Holzpreitschen, heuchlerisch „Betten“ genannt, enthalten kann — dieser Arbeiter muß unvermeidlich sein „Heim“ fliehen, zum Wirthshausläufer werden, seine Familie muß verrotten und verliedern. Es ist bekannt, daß gerade für den Arbeiter eine gesunde und freundliche Wohnung zu den wichtigsten Vorbedingungen seiner körperlichen und sittlichen normalen Entwicklung zählt.

Der in den meisten Fällen mangelnden Vorbedingung entsprechen die Folgen. Abgesehen von einzelnen Philantropen, welche Entdeckungsfreisen durch den schwarzen Erdtheil des Proletariats unternehmen, kümmern sich die Bourgeoisie um die Arbeitergeheiß nur, wenn dieselben zum Beutheerd von Epidemien, wie Cholera, Typhus u. werden, welche — unehrerbietig demokratisch — von den Wohnungen des „Nob“ und „Plebs“ aus auch die Paläste der Reichen bedrohen. Die oberen Zehntausend sind dann gleich bei der Hand, um unter Jeter- und Nordgeschrei hygienische Kommissionen und Enquêtes, Ueberwachung der Epidemieherde, vorbeugende und abwehrende Mittel, hygienische Maßregeln u. zu fordern. In ihrer Furcht möchten sie dann am liebsten die elenden Arbeiterviertel mit ihrer Bevölkerung zusammen niederbrennen lassen, wenn nicht die Sorge um Lieferung von billigem „Maschinenfutter“ von so radikalen Maßregeln abhielte.

Wie in allem und jedem Konflikt hat dann die Bourgeoisie auch in diesem Falle nur armselige Palliative in Bereitschaft, die im besten Falle über die augenblickliche Verlegenheit hinweghelfen, das Uebel aber in seiner Wurzel weiter wuchern lassen. Die Liebe zum Profit verhindert, höhere Löhne zu zahlen, die Lust an der Spekulation läßt nicht zu, die Mietzpreise herabzusetzen, die Arbeiterwohnungen in Gemäßheit der gesundheitlichen und künstlerischen Forderungen herzustellen, auf welche der Arbeiter, und vor Allem gerade er gesellschaftlichen Anspruch hat.

So bleibt Alles beim Alten, und die Frage der Arbeiterwohnungen zieht sich wie die berüchtigte Seeschlange durch das soziale Leben, um immer wieder aufzutauhen,

sobald sich die Bourgeoisie durch Epidemien in ihrer Haut, oder durch die zu augenscheinliche Degeneration des Proletariats in der „Entwicklung der Industrie“, d. h. in ihren Profiten bedroht sieht.

Das Gros der Arbeiterschaft krüppelt unterdeß in ungesunden Räumen, wenn nicht in wahren Hundelöchern dahin. Sogar für die Aristokratie des Proletariats machen es die hohen, schwer zu erschwingenden Mietzsumme, die niedrigen Löhne, Krisen und Säuregurgenzeiten eine bequeme und gesunde Wohnung immer mehr zu einer unerreichbaren Chimäre.

Und die industrielle Reservearmee, das Lumpenproletariat?

Wenn Du nichts hast — Lump, laß dich begraben, —

Denn ein Recht zum Leben — haben Die, die haben! —

Die Industriezentren, die Hauptstädte, welche meist auch Sammelorte ausgedehnter Produktionszweige sind, sind gekennzeichnet durch die traurigsten Verhältnisse der Arbeiterwohnungen. Eiliche lokale Besonderheiten abgerechnet, ist das Elend der Arbeiterwohnungen international, international wie seine Ursache, das kapitalistische Produktionssystem. Die Höhlen des Okenbes in London finden würdige Seitenstücke in den höllischen Löchern der Cité's (größere Gebäudekomplexe), Passagen, Höfe, in denen das Pariser Proletariat haust, in den Hof- und Kellerwohnungen von Berlin und Wien.

Gewöhnlich ist für Paris die Ansicht gang und gäbe, daß Napoleon III. durch die berühmten Straßenanlagen und Neubauten des Präfekten Hausmann Paris verschönert und gesunder gemacht habe. Letzteres trifft nur bis zu einem beschränkten Grade zu. Die Umgestaltung von Paris hat die elenden Wohnungsverhältnisse des Volks nicht unterdrückt und verbessert, sie hat den Sitz derselben nur dezentralisirt, von dem Innern der Stadt nach der Peripherie verlegt. Zweck derselben war bekanntlich, das Pariser Proletariat zu dezentralisiren, örtlich zu zertheilen, es womöglich aus Paris herauszudrängen, dadurch einen Aufstand zu erschweren, die breiten neuen Straßen, welche die populären Viertel durchschnitten, waren ferner dem Barrilladenbau nicht günstig, erlaubten dagegen, das ungezogene Volk mit gezogenen Kanonen zu behandeln.

Uebrigens sind auch im Innern der Stadt noch genug enge, winklige, finstere Gäßchen vorhanden, mit stinkenden Höfen, in welche weder Luft noch Licht bringt, in denen Pfützen faulenden Abzugwassers oder der Ueberfluß der Kettroden stehen. Die Fenster der Häuser sind klein, die Zimmer eng und niedrig, sie weisen auch im Sommer eine feuchte, kühlte Atmosphäre auf, die Treppen sind finster, wackelig, oft mit einem Estrich statt des Geländers, bloße Hühnersteigen. Die Wohnungen dieser Art sind trotz ihrer Schmutzlichkeit sehr gesucht und stehen hoch im Preise. Sie liegen im Mittelpunkt der Stadt, in der Nähe großer Verkehrsadern von Handel und Industrie. Die Straßen in der Nähe der großen Markthallen, das Viertel, das sich um den Place Maubert hinzieht (welches besonders auch als Rendezvous und Unterstichleij aller Mörder, Diebe, Schwindler u. verrufen), die Gegend der Rue Mouffetard, der Faubourg St. Antoine und seine Nebengassen weisen grauenhaft ungesunde Wohnungen auf.

Der Arbeiter lebt hier in engen, dumpfigen Räumen, die meist nach dem Hofe herausgehen oder die in den oberen Stockwerken, unter dem Dache gelegen sind. Die gewöhnliche Mansardenwohnung gilt noch für einen gewissen Luxus, denn über ihr befindet sich die eigentliche Dachwohnung, die tabadière (Schnupftabaksoffe), deren Fenster oder Lichtluken einfach fast horizontale Klappen sind. In vielen der alten Häuser der angeführten Gegend giebt es weder Gas- noch Wasserleitung, die Proletarierfrau muß das Wasser, meist trübes Seicewasser, bis in das fünfte und sechste Stockwerk schleppen.

Die wachsende Schnapsvergiftung der Bevölkerung

geht überall Hand in Hand mit ihrer wirtschaftlichen Ausfugung und Verkümmern.

Wir entnehmen hierüber das Folgende nach der Wiener „Gleichheit“ für Oesterreich einer Schrift von Dr. Franz Kral und einem Aufsatz von Prof. Gruber in Brauns Archiv. *) Die Ergebnisse von deren Ausfugungen über den Wein-, Bier- und Branntweinkonsum der österreichischen Bevölkerung sind folgende:

Der Weinverbrauch hat in den Jahren 1875 bis 1886 abgenommen, und der Wein ist als tägliches Getränk auf einen verhältnismäßig kleinen Theil der Einwohner beschränkt.

Der Bierverbrauch ist ein außerordentlich niedriger, merkwürdigerweise besonders in jenen Ländern, welche einen nennenswerten Weinverbrauch nicht aufweisen können.

Dagegen ist das Quantum des zum Konsum bestimmten Branntweins haarsträubend groß und der Verbrauch in starker Zunahme begriffen, eine Erscheinung, die gegenüber der Abnahme des Wein- und Bierkonsums doppelt schwer wiegt und die schwersten Folgen für die Gesundheit und den Einzelnen nach sich ziehen muß.

Aus einer Uebersicht Kral's geht hervor, daß die mehlgigen Stoffe die Hauptrolle in der österreichischen Branntweinproduktion spielen und unter ihnen insbesondere die Kartoffel. Das Produkt aus diesen Stoffen ge-

*) Die Alkoholfrage in Oesterreich und der Gesandtschaft zur Hintanhaltung der Trunkenheit. Eine sozialstatistische Studie von Dr. Franz Kral. Leipzig 1888. Tunder und Gumbler.

langte in zweierlei Formen in den Handel: Auf das gründlichste gereinigt in das Ausland und ganz mit Fuselöl versetzt zum Verbräuche im Inlande! Der Kartoffelbrandwein ist die gefährlichste und leider auch die billigste Art des Alkohols, welche in Oesterreich in den meisten Ländern ausschließlich zum Verbräuche gelangt.

Daß der Branntweinsonn stark zugenommen hat, weist Krat auch aus der Statistik des Schank- und Wirtschaftsgewerbes nach, er fand, daß der größere Theil der Schankgewerbe aus reinen Branntweinschänken besteht, der kleinere in der Hauptsache Wein, Bier und Kaffee ausschänkt. Die schwerwiegendsten Bedenken, sagt er, ruft jedoch die Tendenz der Entwicklung innerhalb der letzten Jahre wach: die Umwandlung der Gastgewerbe mit Wein- und Bierverkauf als Hauptsache in ausschließliche Branntweinschänken oder doch in solche, wo der Branntwein die erste Geige spielt.

Die Zahl der Branntweinschänken nimmt enorm zu, die der Wein- und Bierhäuser ab. Dieses allmähliche Uebergehen der Gasthäuser (welche Bier und Wein in der Hauptsache schänken) in ausschließliche Branntweinschänken wird verursacht durch die Abnahme des Bier- und Weinverbrauchs und der erschreckend schnellen Zunahme des Branntweinverbrauchs.

Nun könnte freilich die Behauptung aufgestellt werden, daß die Vermehrung des Branntweinverbrauchs und die Zunahme der Schankstellen keineswegs ein Beweis dafür sei, daß die Folgen steigender Trunksucht sich bei der österreichischen Bevölkerung schon zeigen.

Leider ist diese Annahme unbedeutend. Zeigt doch Krat in seiner genannten Studie, daß die Zahl der in den Krankenhäusern an Alkoholvergiftung behandelten Personen in den letzten Jahren stetig gewachsen ist, daß sie von 746 im Jahre 1876 behandelten auf weit mehr als das Doppelte, auf 1668 im Jahre 1884 in Oesterreich, von 326 im Jahre 1876 auf 552 in Wien stieg! *)

Die Annahme, daß die Branntweinpest in den größeren Städten ihren vornehmlichen Sitz hat, gilt auch für Oesterreich.

Auch die Zahl der in Folge chronischer Alkoholvergiftung in die Irrenhäuser gebrachten Personen steigt in Oesterreich von Jahr zu Jahr, waren es 1878 erst 765, so stieg diese Zahl bis zum Jahre 1884 schon auf 1122 Personen.

Diese Zahlen sprechen deutlich für die wachsende Gefahr, welche der Alkoholisismus in sich birgt.

Gehen wir an die Betrachtung der Ursachen des Alkoholisismus.

Ein lebhaftes Interesse an der Behinderung eines Rückganges des Alkoholisismus hat die große Bourgeoisie als Großgrundbesitzer und als Besitzer der großen Spiritusbrennereien; ein großer Theil des Landbaues steht seit Jahren im Dienste der Branntweinproduktion und Tausende von Branntweinschänken würden im Rückgange des Alkoholverbrauchs einen Eingriff in ihre heiligsten Rechte, in die ihres Geldbeutels betrachten.

Dem Interesse dieser Kreise kommt die wirtschaftliche Lage des größten Theiles der Bevölkerung fördernd entgegen.

Sehen wir ganz davon ab, welche Verlockung für nothbedrückte Menschen, denen keine Zukunft winkt, darin liegt, ein Mittel zu gebrauchen, das sie wenigstens auf Stunden aller Sorgen vergessen macht, ihnen einen, wenn auch kurzen Rausch des Behagens und der Lebensfreude verschafft.

Sehen wir ganz davon ab, wie das Bedürfnis des geselligen Verkehrs Leute, die keine menschenwürdige Wohnung, daher auch kein Familienleben, keine Häuslichkeit haben, fast mit Nothwendigkeit in's Wirthshaus und, wenn sie zu den Aermsten gehören, in die Schnapschänke treibt.

Sehen wir von all dem ab, so bleibt noch ein Hauptantrieb zum Alkoholgenuß übrig, der wohl am meisten zur Ausbreitung des Alkoholisismus in unserer heutigen Gesellschaft beiträgt. Es ist der Umstand, daß der Alkohol, so zerstörend seine Wirkungen auf die Gesundheit sind, als Nährstoff wirkt und in gewissem Sinne wenigstens für einige Zeit eine Verbesserung der Kost oder zum mindesten eine Erleichterung der Ernährung der vermögenslosen Bevölkerung bedeutet.

Das Leben ist mit einem beständigen Verbräuche an Energie verbunden; beständig wird im Organismus Spannkraft in lebendige Kraft verwandelt. Die erforderliche Spannkraft liefert die Verbrennung der organischen Substanzen im Leibe, der Stoffwechsel. Eine der Aufgaben der Ernährung ist, beständig und in ausreichendem Maße, neue verbrennliche Substanzen der Lebensflamme zuzuführen. Dieser Bedingung muß sie unter allen Umständen genügen, wenn das Feuer nicht erlöschen, das Leben nicht stillstehen soll. Aber die Erfüllung dieser Bedingung genügt noch nicht um eine Kost zur zweckmäßigen Ernährung zu stampeln. Sie soll, um von anderen Erfordernissen nicht zu sprechen, leicht verdaulich sein, schmackhaft, abwechslungsreich, nicht zu umfangreich, um die Verdauungswerkzeuge nicht zu belasten u. s. w.

Prüfen wir nun die Kost der armen Klassen, insbesondere der vermögenslosen Stadtbewohner, so finden wir, daß sie den hygienischen Anforderungen durchaus nicht entspricht. Sie ist durchgehends zu einformig, zu voluminös, zu schwer verdaulich, verlockt zu wenig zum

Genuß, fordert zu viel Arbeit zur Verdauung. Alle Haushaltungsbudgets dieser Klassen, die ermittelt worden sind, lehren, zusammengehalten mit dem Preise der Nahrungsmittel — und da muß man die Preise des Detailhandels mit kleinsten Mengen in Betracht ziehen — daß diese Klassen in der That nicht über die Geldmittel verfügen, sich eine rationelle Kost zu verschaffen.

Da bietet sich nun der Alkohol an. Er verbrennt, wie heute als sichergestellt angesehen werden kann, zum allergrößten Theile im Körper und liefert ihm dabei seinen reichen Spannkraftvorrath. In kleinem Volum liefert er viel Energie; ihn zu verzehren, gewährt Genuß. Seine Aufnahme in die Säfte des Körpers erfolgt leicht und rasch. Statt zu beschweren täuscht er uns noch weit über das Maß seiner wirklichen Leistung hinaus Erleichterung, Wärme, Kraft vor. . . .

Die gesammte wirtschaftliche Lage treibt die Beschloßen dem Alkohol in die Würgarme. Nur mit dem letzten Aufgebote ihrer Intelligenz, ihres Willens, nur unter Aufopferung fast des letzten Restes von sinnlichem Behagen, können sie sich vor ihm retten. Stürzt er sie auch in die letzten Tiefen des Unglücks, so erscheint er ihnen doch als Palliativ der Leiden, als Citrus der Freuden. Ein gewisses Maß von Lustempfindung ist zum Leben unentbehrlich. Wenn nicht anders, muß es der Alkohol verschaffen. Hat man es genossen, dann trägt man auch das Unerträgliche eine Spanne weiter.

Der steigende Alkoholisismus bei den beschloßen Klassen ist also zurückzuführen auf die soziale Nothlage, es ist in fast allen Fällen nicht Schuld des Individuums, wenn es sich dem Sufte ergibt, sondern diese betrübende Erscheinung unseres Volkslebens hat gerade so wie all anderen im ökonomischen Aufbau unserer Gesellschaftsordnung seine Ursache, es ist die Schuld der privatkapitalistischen Wirtschaft- und Gesellschaftsordnung wenn die Zahl der sich ungenügend und unvernünftig Nährenden, der von allen edlen Genüssen des Lebens ausgeschlossen stetig steigt. Daß diese Behauptungen ihre Berechtigung haben, beweist schon der Umstand, daß in Zeiten ökonomischen Wohlbestehens die Zahl der dem Alkoholisismus Verfallenden eine weit geringere ist, als in den Zeiten der Krise und des Lohnrückganges.

Nicht darüber müssen wir erstaunt sein, daß der Alkoholisismus immer mehr Opfer fordert, sondern darüber, daß noch so viel Kraft und Energie in unserem Volkthum vorhanden ist, diesem so gefährlichen und schleichenden Feinde Widerstand zu leisten.

Wir sehen aber, daß mit der Entwicklung und Befestigung der privatkapitalistischen Produktionsweise, mit dem Reifen dieser Früchte, das Volk den degenerirenden Faktoren, zu welchen der Alkoholisismus mit in erster Linie gehört, immer weniger Widerstand entgegensetzen kann! Wir sehen, und dies am besten an der Entwicklung des Alkoholisismus, daß das arbeitende Volk von schweren Leiden ergriffen ist.

Das Brod wird theurer!

Wieder ein Mal spürt ein großer Theil des deutschen Volkes an seinem Leibe, was es bedeutet, daß wir die höchsten Getreidezölle der Welt besitzen.

Die Steigerung des Preises der unentbehrlichsten Brodfrucht, die eine selbstverständliche Folge des schlechten Ausfalles unserer diesjährigen Ernte ist, macht sich von Tag zu Tag mehr bemerkbar.

Eine amtliche Veröffentlichung des ungarischen Ackerbauministeriums hat es — wir folgen hier der „Frankf. Ztg.“ — dieser Tage festgestellt, wie ungünstig die Nachrichten der internationalen Weizenverforgung — um diese heranzugreifen — dieses Jahr schon unter natürlichen, nicht durch verkehrte Zollmaßregeln beeinflussten Verhältnissen sich gestalten dürfte.

Dreizehn europäische Staaten, darunter Deutschland, England, Frankreich, Oesterreich, Italien, Spanien u. A. haben in diesem Jahre mit einem Weizendefizit zu rechnen. Das gesammte Manko ist auf 150 Millionen Hektoliter zu schätzen.

Ihm steht aber als Ueberschuß derjenigen Länder, welche günstige Weizenernten hatten — und das sind nur sieben Staaten: Nordamerika, Kanada, Australien, Indien, Rußland, Rumänien und Ungarn — nur eine Menge von 128 bis 130 Millionen Hektoliter Weizen zur Einfuhr in weizenbedürftige Länder gegenüber.

Diese Wahrscheinlichkeitszahlen geben einen annähernden Begriff von den an und für sich schwierigen Verhältnissen der diesmaligen Brodverforgung in Europa. Das Fehlende wird ja theilweise aus den vorjährigen Erntevorräthen gedeckt werden können. Immerhin bleibt es klar, daß eine Preissteigerung des nothwendigsten Nahrungsmittels diesmal unausbleiblich war.

Anderer Völker können diese Kalamität aber leichter ertragen. Sie haben nur die geringeren Preisschwankungen durchzumachen, welche ihr natürlicher Brodpreis unter diesen natürlichen Verhältnissen erleidet. Wir in Deutschland aber stehen unter dem „Segen“ eines Schutzzolls, und zwar eines Schutzzolls, der mehr als die Hälfte des Weltmarktpreises der Brodfrucht ausmacht. Wir können diesmal nach der ungarischen Schätzung zwölf bis dreizehn Millionen Hektoliter Weizen unter seinen Umständen selbst beschaffen, sondern müssen sie aus dem Auslande holen zu erheblich gestiegenen Preisen. Für dieses nationale Manko wird uns kein Zollnachlaß gewährt.

Arbeiter und kleine Bauern, die sogenannten breiten Massen unseres Volkes, müssen unnachlässig auch jetzt zu

dem höheren Weltmarktpreis, der ihre kleine Kasse doch schon außergewöhnlich belastet, die sechzigprozentige Brodsteuer an unsere Herren Großgrundbesitzer zahlen, welche diese mit vergünstigtem Schmelzeln dem je einstecken.

Was eine so enorme Preissteigerung des Getreides, wie die gegenwärtige, für die kleinen Landwirthe bedeutet, die ihr Getreide nicht verkaufen, sondern selbst verbrauchen und noch dazu kaufen müssen, zu dem hohen Marktpreis — das kann man sich an den Fingern abzählen: vielfache weitere Einschränkung der ohnehin schon kümmerlichen Lebensweise, bei welcher Kartoffeln, Brod, Butter und Milch die Hauptrolle spielen, sowie weitere Belastung des kleinen Betriebes. Und das nennt man „Segen für die Landwirtschaft“.

Wie das Budget eines Arbeiters, nach einer Steigerung des Getreidepreises gleich der jetzigen, ausfallen muß, ist ja noch leichter darzuthun. Man rechnet auf eine fünfgliedrige Arbeiterfamilie allgemein drei Pfund Brod täglich. Kosten nun, wie z. B. aus Görlitz gemeldet wird, dreieinhalb Pfund jezt 40 Pfennige statt früher 34, so zahlt der Proletarier künftig noch rund 18 Mark mehr im Jahre für das nothwendige Quantum seines dringendsten Lebensbedürfnisses, als er so schon wegen der Getreidezölle zahlen muß, und dies bei einem Jahresbudget von etwa 700 Mark.

Und diesen Arbeitern hat man noch dazu das Koalitionsrecht genommen, sodaß sie nicht einmal ihren winzigen Lohn um den Betrag der Brodvertheuerung erhöhen können!

Schnitzel.

Es hilft nichts, ein Volk frei zu machen, wenn es nicht Grütze im Kopf hat. Rudlich.

Unser Volk hat eine ungemein feinfühlende Empfindung, und es weiß bald, wo sein Platz sein und wem sein Herz gehören muß. . . . Wir geben die Hoffnung nicht auf, daß es auch im entscheidenden Augenblick noch einmal die Ketten seiner Verführer abwerfen wird. (Christlich-soziales) Deutsches Volksblatt, letzte Nummer.

Gegen die Könige des Himmels und der Erde mag man revoltiren, wenn nur das goldene Kalb respektirt wird. Kreuzzeitung, 20. Sept.

Wo immer bourgeoisdemokratische und sozialdemokratische Propaganda mit einander in Konkurrenz treten, wird die letztere als die kräftigere und zielbewußtere stets die Oberhand behalten. Deutsches Tageblatt, 18. Sept.

Politische Formen können nicht beliebig wie Etiquetten auf eine Weinflasche aufgeklebt werden. Politische Formen sind nichts als der nothwendige und eigenthümliche Ausdruck, den sich reale thatsächliche Lagen geben. Jede reale Sachlage formirt sich selbst, zieht die ihr eigenthümliche und allein entsprechende Form mit der Kraft der Logik und Nothwendigkeit nach sich. Vossische, Der italienische Krieg.

Lob und Heil, ihr großen Mächte,
Zubehnd Euch gesungen sei,
Das Ihr ehret Menschenrechte
Und die Sklaven machtet frei!

Und warum sie's nicht schon waren
Lange, das ist einerlei!
Jezt nach vielen hundert Jahren
Sind die schwarzen Sklaven frei!

O wie glücklich ist's auf Erden!
Völker, singt Zuchei! Zuchei!
Wenns die weißen nun noch werden,
Dann sind alle Sklaven frei!

Glasbrenner.

In Wahrheit ist der Unterschied der natürlichen Talente zwischen den Individuen viel geringer, als wir glauben. Die so verschiedenen Fähigkeiten, welche die Menschen verschiedener Stellungen im reifen Alter unterscheiden, sind vielmehr die Folge wie die Ursache der bestehenden Arbeitsteilung. Adam Smith.

Das allgemeine Wahlrecht ist ausgezeichnet. Aber woher kommt es, daß seine Ausübung nur allzu oft die ungeheure Mehrheit des Volkes vom öffentlichen Leben ausschließt? . . . Die Arbeiterklasse muß sich in scharfem Ringen der politischen Gewalt bemächtigen. Dann wird wieder ein natürlicher Zustand zurückkehren. Man wird dann einen Kandidaten nicht mehr fragen: welche Klasse er vertritt, sondern nur: ob er ehrlich und fähig ist. Jefferson.

Politische Nachrichten.

Der schweizerische „Sozialdemokrat“ hat vor einigen Tagen ein vertrauliches Kreis Schreiben veröffentlicht, welches der Bundesrath an alle Kantonsregierungen gerichtet hat. Das Schreiben verlangt, daß die kantonalen Behörden ihre Aufmerksamkeit auf die öffentlichen und geheimen

*) Diese Ziffern geben natürlich nicht die wirklich vorgekommenen Fälle von Alkoholvergiftung an, sondern nur einen ganz geringen Bruchtheil derselben, weil die wenigsten dieser Kranken Heilung in den Krankenhäusern suchen und viele derselben dort keine Aufnahme finden.

Verfassungen, sowie auf die Zeitungen und Publikationen richten, in welchen Fragen der sozialen Organisation und der politischen und sozialen Organisation anderer Staaten behandelt und diskutiert werden. Hierüber ist dem eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement regelmäßig und beförderlich Bericht zu erstatten. In Betreff von Personen, welche sich an solchen Versammlungen beteiligen oder derartige Pressezeugnisse verbreiten, sind möglichst genaue Angaben über Herkunft, Beschäftigung und Existenzmittel zu sammeln und einzuberichten. Das Gleiche hat zu geschehen hinsichtlich von Fremden, deren Existenzmittel unbekannt sind. So oft eine dieser Personen ihren bisherigen Wohnort verläßt, ist dem eidgenössischen Justizdepartement Mitteilung zu machen u. s. f. Der Berner „Bund“ fügt diesen Mitteilungen hinzu, daß diese Vorkehrungen keineswegs auf Anregung ausländischer Behörden erfolgt sind. „Deutsch“ ist dieses System trotzdem und nicht schweizerisch in dem alten Sinne. Die Schweiz scheint sich immer mehr rückwärts zu entwickeln.

Während in den fünf westlichen Provinzen Preußens noch nicht 1000 Gutsbezirke bestehen, giebt es in den sieben östlichen Provinzen neben 24 913 Landgemeinden noch 15 076 Gutsbezirke. Letztere zählen nicht weniger als 2 Millionen Einwohner. In allen kommunalen Beziehungen sind diese zwei Millionen völlig rechtslos. Der Gutsbesitzer ist allein der Träger aller kommunalen Rechte und aller kommunalen Pflichten. Er oder sein Stellvertreter vertritt die Kommunaleinheit des Gutes im Amtsausschuß und gegenüber dem Amtsvorsteher; er fungiert seinen Untergebenen gegenüber auch als Polizeiorgan des Amtsvorstehers. Der Gutsbesitzer allein wählt zum Kreisrat und mittelbar durch diesen zum Provinziallandtag. Erst im Verhältnis zum Staat und Reich kommen die Untergebenen wieder als Träger selbstständiger Rechte und Pflichten in Betracht. So lange Gutsbezirke in solcher Zahl und mit solcher Bedeutung neben den Landgemeinden als gleichberechtigte Kommunaleinheiten bestehen, bedeutet Entlastung der Gemeinden zugleich Entlastung der Gutsbezirke, das heißt tatsächlich Anwendung von Vermögensvorteilen an die Großgrundbesitzer des Ostens. — Man sieht aus diesen Angaben der „Freisinnigen Zeitung“, wie notwendig für

Preußen die endliche Schaffung einer Landgemeindevorgang ist.

Die Unterrichtsverwaltung Frankreichs berechnet, daß Ende 1887 gegen 12 600 Mädchen auf eine Anstellung im Lehramte warteten und daß die Zahl der Anwärterinnen sich regelmäßig um etwa 4200 jährlich vermehre. Welche Aussicht haben diese Unglücklichen nun, tatsächlich eine Stelle zu bekommen? Die Antwort auf diese Frage ist in folgenden Zahlen enthalten: In Frankreich giebt es Alles in Allem 19 270 staatliche und 3043 private Mädchenschulen mit weltlichen Lehrerinnen. Diese 22 313 Schulen beschäftigen 34 217 Lehrerinnen. Höchstens ein Zwanzigstel dieser Stellen, also gegen 1700, werden jährlich frei. Es waren somit zu Anfang dieses Jahres 9 bis 10 Bewerberinnen für jede Stelle vorhanden! In Paris selbst ist das Verhältnis noch viel ungünstiger. Die Stadt stellt grundsätzlich bloß Inhaberinnen des brevet supérieur (des „höheren“ Lehrzeugnisses) an. Solcher gab es 8000, sage achttausend, die sich um Stellen bewerben. Die Stadt kann diesen achttausend Bewerberinnen jährlich lediglich sechzig Stellen bieten! Die Mädchen, welche die Lehrerinnen-Laufbahn wählen, sind fast ohne Ausnahme arm, meist gänzlich mittellos. Was wird nun aus denen, welche nicht das seltene Glück einer Anstellung ziehen? — Man sieht, die Arbeitslosigkeit greift nicht bloß unter dem Proletariat der Handarbeit. Die besitzlosen geistigen Proletarier stehen heute genau so elend, oft noch elender da wie ihre Genossen von der Handarbeit und beide werden sich daher sicherlich bald zu einem Bunde geeinigt haben, welcher der sozialen Bewegung einen ungeahnten Aufschwung geben muß.

Die Pariser Gerichte haben die anlässlich der letzten Erdarbeiterstreiks verhafteten Arbeiter wegen Verletzung der Freiheit der Arbeit zu Gefängnis von 1—4 Monaten verdonnert. Fast gleichzeitig wurde der Baron von Billemeuse (hyrische Inseln), welcher Wein mit Arsenik verfälcht hatte, so daß an Folge des Genußes gegen 300 Personen erkrankten und circa 20 verstarben, zu 48 Stunden Haft verurteilt. Es fehlte nicht viel, und die Richter hätten dem Manne noch eine Belohnung aufkotzt, er hätte ja nur die höchste aller Bourgeois-Tugenden, die

„Freiheit der Industrie“, im weitesten Maßstab praktiziert. So übt man heute Klassenjustiz.

In Genf erschien kürzlich in Form einer starken Broschüre ein nichtperiodisches Organ der russischen Sozialdemokratie, der „Sozialdemokrat“. Er führt sich mit dem allgemeinen Lösungswort ein: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!“

Das neue russische Parteiorgan steht ganz auf marxistischem Boden, die Organisation und Taktik der deutschen Sozialdemokratie dienen ihm zum Vorbilde und durchaus bewährte Genossen: Vera Sassulitsch, Plechanow, Kretschob, unser französischer Genosse Lafargue und andere haben Artikel dazu geliefert.

Der Inhalt ist kurz folgender:
Wie man eine Konstitution erringen soll (Dialog zwischen einem Konstitutionellen und einem Sozialdemokraten);
Unsere Velleitigen;
Die Volkshüter, S. J. Uspenski (Plechanow);
Vom Parlamentarismus und Boulangerismus von Paul Lafargue;
Tschomirov's Umkehr;
Der Minister-Demagog (S. G.);
Das russische Leben in Briefen an die Redaktion;
Die Arbeiterbewegung von den sechziger Jahren bis heute von Paul Kretschob;
Bourgeoisie (scharfe Kritik der terroristischen Organe vom sozialdemokratischen Standpunkte aus);
Retrospektive: Prof. Lew, Ritsch, Metchnikow — General Endes.
In einem Anhang wird ein Abriss der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung gegeben.

Der „Sozialdemokrat“ wird nach einem Telegramm der „Frankf. Ztg.“ in Zukunft nicht mehr in Zürich, sondern in London erscheinen.

In eigener Sache schreibt die „Tapeziererztg.“: Allen Denjenigen, die sich dafür interessieren, hierdurch die Mitteilung, daß die Unterzeichneten mit dieser Nummer das geschäftliche Verhältnis mit der Buchdruckerei W. Römer aufgeben. Redaktion und Verlag.

Verboten auf Grund des Sozialistengesetzes wurde: in Berlin das Flugblatt mit der Ueberschrift: „An die Frauen des Volkes“, ohne Angabe des Druckers und Verlegers; in Dresden die Druckschrift: „An die Wähler des IV. sächsischen Reichstagswahlkreises!“, welche mit den Worten schließt: „Nieder mit den Kartellbrüdern! Hoch die Sozialdemokratie!“ Verleger S. Lewy. Dresden. Druck von Schoenfeld und Harnisch.

E. Kuntze,
Statikerstr. 18. (Zum lustigen Stiefel)
empfiehlt seinen reichhaltigen und kräftigen
Frühstück- u. Mittagstisch mit Vier 50 Pf.
Abendstisch nach Auswahl zu soliden Preisen.

Cigarren u. Tabake
reichhaltiges Lager
von
C. Klein.
15. Mitterstraße 15.
Daselbst Bahnhofs-der-Gärtler u. Bronceur (E. S. 60.)

Zu beziehen Zimmerstraße 44:
Internationale Bibliothek

Von der Internationalen Bibliothek liegt nunmehr die I. Serie komplet vor. Sie besteht aus folgenden 7 Bänden:

Die Darwin'sche Theorie. Von Dr. Ebn. Kueling. Broschirt M. 1,50. Gebunden M. 2.—

Karl Marx' ökonomische Lehren. Gemeinverständlich dargestellt und erläutert von Karl Kautsky. Broschirt M. 1,50. Geb. M. 2.—

Welterschöpfung und Weltuntergang. Die Entwicklung von Himmel und Erde vom Standpunkte der Naturwissenschaften dargestellt von Oswald Rehler. — Broschirt M. 2.—. Geb. M. 2,50.

Die ländliche Arbeiterfrage. Nach dem Aussichten des Rablufow. Broschirt M. 1.—. Geb. M. 1,50.

Thomas More und seine Utopie. Mit einer historischen Einleitung von Karl Kautsky. Broschirt M. 2.—. Geb. M. 2,50.

Charles Fourier, sein Leben und seine Theorien. Von August Bebel. Broschirt M. 2.—. Geb. M. 2,50.

Das moderne Elend u. die moderne Uebersättigung. Zur Kenntnis unserer sozialen Entwicklung. Von Max Schippel. Broschirt M. 1,50. Geb. M. 2.—.

Die II. Serie ist mit einem reichillustrierten Werke von B. Bloß, Die französische Revolution, volkstümliche Darstellung der Ereignisse und Zustände in Frankreich von 1789 bis 1804 eröffnet worden. Die Lieferungshefte (32 Seiten gr. Oktav in Umschlag à 20 Pf.) sind Zimmerstr. 44 zu haben.

Hochachtungsvoll
J. H. W. Dieck' Verlag
in Stuttgart.

Königsberg i. Pr.
Abonnements für die „Berliner Volks-Tribüne“ übernimmt
Frau Godau, Polnische Gasse 10.

Große öffentliche General-Versammlung
sämtlicher
Zimmerleute Berlins und Umgegend.

Montag, den 24. September, Abends 8 1/2 Uhr,
im Lokale **Sanssouci, Kottbuserstraße 4a.**

Tages-Ordnung:
1. Die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter.
Referent: Herr Max Schippel.
2. Verschiedenes.
Zur Deckung der Unkosten Zellerfassung.
Das Erscheinen sämtlicher Zimmerleute ist unbedingt erforderlich.
Der Einberufer.

Die seit 1877 bestehende, weitbekannte
Uhrenfabrik
von
Max Busse
157. Invaliden-Strasse 157,
neben der Markthalle.

verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen. Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.

Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von
Gold-, Silber-, Granaten- u. Korallenwaaren
zu fabelhaft billigen Preisen.
Spezialität: Ringe.
Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.

Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin
von
Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.
Reelle Waare. Prompte Bedienung.

Empfehle meine Glaserei, Spiegel- und Bildereinarbeit, Verkauf von Gruppenbildern, ferner Laffale und Marx, in Del- und Schwarzbrud. Neu: Laffale und Hasen-clever als Präsidenten des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins. Aufträge nach außerhalb werden prompt besorgt.

R. Scholz,
Wrangelstraße 32.

Der Arbeitsnachweis
des Vereins zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher
befindet sich im Verkehrslokal, Weinstr. 11, bei Vobert und ist mit Ausnahme Sonnabends, jeden Abend von 8 1/2—10 Uhr und Sonntag Vormittag von 10—12 Uhr geöffnet.

Buchhandlung und Buchbinderei
von **R. Kohlhardt,**
Brandenburgstraße 56,
empfiehlt sich zur Anfertigung jeder Buchbinderarbeit, sowie zur Lieferung sämtlicher wissenschaftlicher Werke und Zeitschriften. Abonnements auf die „Berliner Volks-Tribüne“ werden stets entgegen genommen.

Arbeitsnachweis der Maler Berlins.
Ritterstraße 123, Restaurant Sotke.
Jeden Abend von 8—9 Uhr, außer Sonnabends und Sonntags Vormittags von 10—12 Uhr, unentgeltliche Arbeitsvermittlung.
Die Bevollmächtigten der Filiale Berlin.

Eine sehr freundl. Schlafstelle f. 1 od. 2 Herren zu verm. Brandenburgstr. 7, Hof, C. I. bei Vierke.
Ein junger Handwerker sucht bei einem Genossen ein einfach möbl. Zimmer, oder anhängiges Logis in der Nähe des Moritzplatzes. Offerten unter „Genosse“ bis Dienstag Grv. d. W. erbeten.

Fachverein der Tischler.
Sonnabend, 22. September, Abds. 8 1/2 Uhr,
in Jordan's Salon, Neue Grünstr. 28.
Mitglieder-Versammlung
Tagesordnung:
1. Vortrag des Herrn Direktor O. Jessen über: „Das heutige Fachzeichnen der Tischler.“
2. Vereinsangelegenheiten.
3. Fragekasten.
Um zahlreiches Erscheinen wird ersucht.
Neue Mitglieder werden in der Versammlung aufgenommen.
Sonnabend, d. 13. Oktober, findet ein

Bereinskränzchen
in Heinrich's Festsaal, Bentstr. 20, statt.
Billets hierzu werden auf allen Zahlstellen, sowie bei folgenden Herren ausgegeben: Apelt, Sebastianstr. 27—28, (Möbelhandlung); Wiedemann, Forsterstr. 50, 3 Tr.; Sälz, Brüderstr. 42, 4 Tr.; Glöck, Wrangelstr. 30, 3 Tr. (bis 1. Oktober); Rood, Staligerstr. 24, 4 Tr.; Postel, Maxtenfelstr. 22, 3 Tr.; Merkel, Rosenerstr. 33, Querg. 2 Tr. (bis 1. Oktober); Witte, Möckernstraße 95, 3 Tr.; Millarg, Lehrterstr. 22, 2 Tr.; Gruns, Reichenbergerstr. 105, 1 Tr.; Vielstein, Gartenstr. 3a, 4 Tr. (bei Wiedemann).
Der Vorstand.

Grosse öffentliche Versammlung
der
Sattler-, Riemer- und Täschner-Gehilfen Berlins und Umgegend.
in Grattweil's Vierhallen, Kommandantenstraße 77—79.
am Sonnabend, den 22. September, Abends 9 Uhr.
Tagesordnung:
1. Unsere Organisation.
2. Die Mißstände in unserem Handwerk und wie ist denselben abzuhelfen.
3. Verschiedenes.
Die Wichtigkeit der Tagesordnung erfordert das Erscheinen aller Kollegen.
Der Einberufer.

Grosse öffentliche Schuhmacherversammlung
Montag, 24. September, Abds. 8 1/2 Uhr,
im Louisenstädt. Konzerthaus, Alte Jakobstr. 37.
Tagesordnung:
1. Der allgemeine Schuhmachertag nach zu Weimar (am 22. Oktober d. J.).
2. Wahl der Delegierten.
3. Beratung der Anträge.
4. Verschiedenes.
Der Einberufer.

Sie ist gefallen.

Von H. G. Zahn.

Ich eile durch die öden, nächt'gen Gassen,
Der Regen schlägt mir eifrig ins Gesicht,
Mich faßt der Sturm und will mich nimmer lassen
Fort eile ich, nur fort, und ach! es nicht!
Die Straßenlampen flimmern trüb und bang —
Ich höre laut des Sturmes Stimme schallen —
Doch lauter, lauter als sein wilder Klang
Hör' ich den Schrei: Du bist, auch du, gefallen!

Auch du, auf die ich gläubig hab' gesehen
Dem Väter gleich auf ein Marienbild —
Auch meine Sonne mußte untergehen,
Jetzt kommt die Nacht, die Nacht so schwarz, so wild!
Ach, all mein Glaube war ein blöder Wahn —
Verübet sind des Busens Tempelhallen! —
Ich schreite schwindelnd fort auf steiler Bahn —
Ich strauchle — — ach! du bist, auch du, gefallen! — —

Ein Plätzchen giebt's im fernen Ungarlande,
Du kennst es wohl, von Erlen überdacht —
Da sah ich dich im einsamen Gewande —
So schön — so rein — und ringsum tiefe Nacht —
Ich herzte dich — ich küßte dich fast blind —
Und jetzt? — Wie finster rings die Wolken wallen,
Wie nacht, wie arm die Bäume alle sind,
Nacht wie mein Sein — du bist, auch du, gefallen!

Dort rauschst du in Cold und eiser Seide,
Und doch, jetzt graut mir fast vor jener Hand,
Die mir so heilig war wie jene Haide,
Drauf meiner Eltern schlichte Hütte stand.
Das sind dieselben frommen Augen noch,
Dieselbe Stimm' hör' wieder ich erschallen,
Das sind dieselben Jüge — ja, und doch
Dieselben nicht — Weh mir, du bist gefallen!

Mein Weib.

Wir saßen beim Wein, der beinahe siebenjährige Alte und ich.

Ich spottete über Weibertreue.

„Herr, spotten Sie nicht und hören Sie meine Geschichte.“

Ich war acht Jahre mit meiner Tina verlobt und konnte sie doch nicht heimführen. Da war zuerst der Militärdienst und dann die große Armut. Es ist etwas Entsetzliches, wenn zwei junge Menschen, die brav bleiben wollen, sich lieben und doch nicht heirathen können! Ich hielt's nicht länger aus und ging nach Amerika, um hier mein Glück zu versuchen und meiner Tina endlich doch das Nest zu bauen.

Ich hatte keine Furcht, daß Tina mich vergessen würde. Zwar hatte der junge Gutsherr ein Auge auf das Mädchen geworfen, aber die Tina war brav und ihre Liebe zu mir trenn wie Gold. Das wußt' ich, Herr!

Ich kam glücklich über See und stand in einem fremden Land unter fremden Leuten. Es kam mir hart an die erste Zeit, aber ich hatte starke Knochen und fühlte die Kraft in mir, etwas vor mich zu bringen! Und ich that's, Herr, ich that's. Der lederne Geldbeutel, den ich auf der bloßen Haut an einer Schnur um den Hals trug, wurde schwerer und schwerer von erspartem Gelde. Ich hatte mir das Geld am Munde abgedarbt. Ich hatte eine große Freude daran. Noch ein Jahr so weitergeschafft und die Summe war zusammen, dann ließ ich meine Tina und ihre alte Mutter herüberkommen, und dann — doch das läßt sich nicht beschreiben! Das Glück, das eine solche Hoffnung giebt, muß man empfunden haben. Nun, das Jahr ging hin.

Ich arbeitete in einem großen Hotel und hatte dem Mann am Heizungshebel zu helfen. Ich hatte einen Brief an Tina geschrieben und ich wollte am Mittag auf die Bank gehen und die Geldanweisung lösen und beilegen. „Das Nest ist gefüttert,“ stand in dem Brief. „Kommt!“ — Herr, was wissen wir am Morgen vom Mittag?! — Nichts.

Trotz trat ich in die Thür des Heizraumes. Von dem, was folgte, erinnere ich mich noch eines jähen Blüses, eines furchtbaren Knalls, gefolgt von einem markdurchbohrenden Aufschrei, und daß ich wie Spreu von einem gewaltigen Druck zurückgeworfen wurde. Ich wußte, der Dampfkessel war geplatzt.

Dann war Alles Nacht und Bewußtlosigkeit. Als ich zur Besinnung kam, fühlte ich Schmerzen und es war noch immer — Nacht.

Meine eigene kalte, feuchte Hand lag in einer warmen, weichen, saftig umschlossenen.

Ich versuchte mich zu erheben. Es ging nicht. „Wo bin ich?“ fragte ich und war selbst erstaunt über den schwachen, heiseren Klang meiner Stimme. „Wer ist hier?“

„Ich bin es — der Arzt,“ sagte Jemand. „Beruhigen Sie sich, mein Freund!“

„Ist es Nacht?“ fragte ich.

„Es ist Nacht,“ war die Antwort.

„Warum zünden Sie kein Licht an?“

Keine Erwiderung.

„Was ist mit mir geschehen?“

„Erinnern Sie sich nicht?“

„Ich weiß nicht — ja, ein großes Getöse und —“

„Eine Explosion — Sie wurden verwundet, Andere getödtet.“

Herr, da erstarrte mir das Blut in den Adern.

„Doktor,“ fragte ich schauernd, „ist es Nacht?“

„Nacht, mein Freund,“ kam nach einem furchtbaren Zögern die Antwort. „Beruhigen Sie sich.“

Da wußte ich, daß ich blind war! Ich stöhnte laut auf und schluchzte. „Nacht! Nacht! Auf ewig Nacht!“

„Seien Sie stark, mein Freund! — Es ist entsetzlich, aber — tragen Sie es wie ein Mann —“

Ich trug's — ob wie ein Mann? Was heißt das überhaupt? Wir sind Alle schwach, und die am stärksten scheinenden, sind mitunter die Schwächsten! Ich war blind!

Wissen Sie, was das heißt? Mit dem Lichte meiner Augen waren alle Hoffnungen ausgelöscht. Mein Geld, meine Ersparnisse hatte mir, als mich das Unglück traf, ein Glendler geraubt. Ich war also ein Bettler, ein blinder Bettler. Der Tod wäre mir lieber gewesen. Aber er kam nicht; ich genas und kam langsam wieder zu Kräften.

So sah ich eines Tages am Fenster des Hospitals und fühlte wie die Sonne hell herein schien. Da faßte ich einen Entschluß. Tina, meine Braut, sollte nicht wissen, wie es mit mir stand.

„Doktor,“ sagte ich am Abend, als er bei mir vor sprach, „ich habe eine Bitte.“

„Was ist es, mein Freund?“

„Schreiben Sie mir einen Brief.“

„An wen?“

Und da sagte ich ihm Alles, wie es zwischen mir und Tina stand und daß ich nicht wollte, daß ihr Lebensglück durch mich armen Krüppel gefährdet werde.

„Was soll ich ihr schreiben?“ sprach er, und seine Stimme klang tief bewegt, und er faßte meine Hand.

„Schreiben Sie ihr, Doktor, daß ich todt bin! — Sie wird sich grämen, ich weiß, aber — schreiben Sie ihr, daß ich mit ihrem Namen auf den Lippen gestorben bin. Das wird sie trösten. Sie ist noch jung — sie findet wohl noch einen braven Mann —“

„Und glauben Sie, daß Tina Ihnen jetzt die Treue brechen würde, wenn sie wüßte, wie es mit Ihnen steht?“

„Nein, Doktor, das eben ist es. Ich kenne sie nur zu gut, sie würde sich mir opfern wollen, und dies Opfer kann ich nicht von ihr annehmen. Nicht wahr, Sie schreiben den Brief, Doktor?“

„Gewiß, mein Freund,“ sagte er, „aber, da fällt mir ein — es ist hier eine Wärterin, die Sie während einiger Tage gepflegt hat. Eine Frau hat mehr Verständnis, mehr Jarggefühl in solchen Sachen.“

„Eine Frau, die mich gepflegt hat? Warum sprach sie nicht mit mir?“ Ich weiß nicht, Doktor —“

„Doch, doch, sie ist schweigsamer Natur, hat Sie aber vorzüglich gepflegt und beugt ein weiches, mitleidendes Herz!“

„Sie sei gesegnet dafür! — Bringen Sie sie mir, ich bitte darum.“

Ein Klauchen von Frauengewändern erweckte mich aus meinen schmerzlichen Betrachtungen.

„Hier ist die Wärterin, die Ihnen den Brief schreiben will,“ sagte der Arzt.

„Ich danke Ihnen,“ sagte ich. „Schreiben Sie — aber, meine Tina hat ein weiches Herz — schreiben Sie sanfte, trostvolle Worte!“

„Was soll ich schreiben?“ fragte sie leise, fast flüsternd.

„Schreiben Sie ihr, daß ich todt bin, daß ich sie geliebt bis zum letzten Athemzug und daß es mein letzter Wunsch war, sie glücklich zu sehen.“

„Und Sie glauben, daß, wenn ich dies schreibe, sie glücklich sein wird? Und Sie glauben an ihre Liebe?“

Herr, es lag ein Vorwurf in ihrer leisen Stimme!

„Bei uns zu Hause,“ antwortete ich, „giebt's ein Sprüchwort, und das heißt: ein todtes Uebel ist besser, als ein lebendes. Die Erinnerung an den todtten Bernhard, der sie so treu geliebt, wird weniger schwer auf ihr lasten, als das Leben mit dem blinden Bettler. Ich kann wenig jetzt thun, aber erlösen kann ich sie von dem Uebel. Schreiben Sie, ich bitte.“

Ich hörte die Feder jetzt hastig über das Papier hingleiten. Auf einmal stand die Wärterin auf.

„Ich habe geschrieben,“ sagte sie. „Soll ich Ihnen vorlesen, was ich schrieb?“

„Ja, Sie erweisen mir einen Gefallen damit.“

Sie begann:

„Stieb, Unglückliche! Dein Bernhard ist todt. Was soll Dir das Leben noch länger? Dein Geliebter ist todt! — Lebte er noch, so dürftest Du doch hoffen; selbst als blinden Krüppel ihn noch lieben und pflegen, sein lichtloses, armes Dasein erhehlen und durchwärmen, für ihn arbeiten, für ihn sorgen und in diesem Bewußtsein Dein Glück finden! Ach! Du wirst es nicht finden! Er ist

dahingegangen, wo ihn Deine Liebe nicht erreichen kann! Darum stirb, Du Unglückliche, stirb!“

Da schrie ich auf.

„Weib!“ schrie ich laut, „was schreibst Du da? Und diese Stimme, woher hast Du diese Stimme?“

Da fühlte ich zwei kleine Hände, die sich um meinen Nacken legten, und eine thränennaßige Wange drückte sich fest an die meinige, und es flüsterte:

„Ich bin's — Tina — Deine Tina, die gekommen ist, um mit Dir zu leben! Der Doktor fand Deinen Brief, schloß ein paar Zeilen an mich bei und beförderte ihn durch die Post. Ich hatte soeben meine Mutter begraben, verkaufte das Hättchen und reiste sofort ab. Der Arzt verbot mir, mich früher erkennen zu geben — Du warst ja so schwach! und er fürchtete, die ungewöhnliche Aufregung würde Dich tödten oder Dir wenigstens das Augenlicht auf immer rauben! — Nein, Bernhard, Du bist kein blinder Krüppel — wenn es der Arzt auch anfänglich glaubte und demgemäß an mich schrieb. Du trägst die Binde nur noch kurze Zeit um die Augen, und dann — dann wirst Du sehen! Aber wenn Du auch blind wärst, Bernhard, ich ließe Dich nicht! Lieber blind als wie todt!“

Was da in mir vorging, kann ich nicht beschreiben. Aber, wie Sie mich alten Kerl da heute vor sich sehen, ich habe das Weib hochgehalten wie keine sonst auf Erden. Ja, er ist wahr, der alte Spruch: „Ein treues Weib im Unglück ist ein köstlich Gut!“

„Sie soll leben!“ sagte ich, und eine Thräne fiel mir in den Wein.

Und so stehen wir an, wir Beide, mein guter Alter und ich — auf das Wohl der treuen Weiber!

Englands erster großer Arbeiterinnen-Streik.

V. Als im vorigen Jahre die britische Kirchenversammlung ihre Sitzung abhielt und sich eben in allerlei fromme Dinge vertiefte hatte, tauchte plötzlich der Sozialist H. H. Champion auf und zwang die hochwürdigen Herren durch eine höchst irdische Rede, aus ihren Himmeln wieder in dies Thal der Jähren herabzuweisen. Er schilderte, wie Tausende von Arbeiterinnen in der riesigen Zündholzfabrik von Bryant und May so elende Löhne erhielten, daß sie nicht ihren Hunger zu stillen und ihre Arbeitskraft zu erhalten vermöchten, während die Aktienbesitzer, darunter mehr als ein Duzend Pfaffen, jährlich 20—30 Prozent Gewinnanteil einheimsten. Die lebendige Schilderung des Elends der armen Arbeiterinnen vermochte die edle Versammlung nicht aus ihrem Gleichmuth zu bringen; die Vorführung eines so ausgezeichneten fetten Geschäftsgewinnes aber machte ihnen den Mund wässrig und riß sie zu begeisterten Weisheit und lautem Händeklatschen hin. Damit bekannte sich einer der „achtbarsten“ Bestandtheile der herrschenden Klassen Englands rückhaltlos zu dem schönen Grundsatze, daß ein höchstmöglicher Geschäftsgewinn anzustreben und lobenswerth sei, gleichviel auf welche Weise er entstehe.

Zweifellos werden jene beifallsbegeisterten Pfaffen und ihre kapitalistischen Gesinnungsgenossen ihre menschenfreundliche Ansicht seitdem in nichts geändert haben. Aber mit dem öffentlichen Bekenntnisse derselben ist man in England seit dem jüngsten siegreichen Arbeiterinnenstreik in der Bryant und May'schen Fabrik und dem damit zusammenhängenden Umschwung der öffentlichen Meinung doch vorfichtiger geworden.

Das Ergebniß der genannten großen Arbeitseinstellung ist allgemein bekannt; aber die besonderen Umstände, unter denen dieselbe entstand und verlief, verdienen wohl nachträglich noch eine Darlegung.

Eine hervorragende Rolle in der ganzen Bewegung hat die bekannte thatkräftige Rednerin und Schriftstellerin Frau Annie Besant gespielt. Diese freigesinnte und mit dem Sozialismus in vielen Stücken sympathisirende Frau hatte in ihrer Wochenschrift „The Link“ schon Mitte Juni d. J. die Fabrik Bryant und May heftig angegriffen und eine Lohnstatistik derselben mitgetheilt, welche die genannten Herren und ihre Geschäftstheilhaber als um nichts besser denn gewöhnliche „Offend-Ausschweifungen“ ihrer darstellte. Frau Besant hatte ihr Anklamaterial selber von dem im Oberhause zur Unterstützung der durch das Zeitlohnsystem niedergeschlagenen Ausschüsse, theils unmittelbar von den schmächtig ausgedehnten Arbeiterinnen selbst. Nach jener Lohnstatistik bezog eine sehr große Anzahl der in der Sicherheitsindustrie beschäftigten Arbeiterinnen einen Wochenlohn von nur 6—8 Schilling*), ein anderer Theil gar nur 4 Schilling. Da nun eine Schlafstelle in einem der ruhigen Lächer des Ostens allein schon 3 bis 4 Sch. die Woche kostet, so lag es für jeden Denkenden auf offener Hand, daß selbst ein Wochenlohn von 10 Sch. (nach Bryant und May's eigener Angabe eine keineswegs allgemeine Lohnhöhe) in keiner Weise zur leiblichen und geistigen Wohlerhaltung der Arbeiterinnen hinreichen konnte. Für das Zusammenleben eines Groß-Zündholzschnadlern wurde 2 1/4 Pence bezahlt, wobei die Arbeiterin noch den Kleister und dessen Warmhaltung selbst zu bezahlen hatte.

*) Ein Schilling = eine Mark. Der Schilling hat 12 Pence. Ein Penny ist also etwa acht Pfennige.

Außerdem kommt noch hinzu, daß in der Fabrik oft 14 Stück auf das Duzend gerechnet wurden (was in der englischen Industrie nichts Seltenes ist). Trotzdem klagten die Arbeiterinnen weniger über die elenden Löhne als über die Art der Behandlung namentlich durch das in der Fabrik herrschende ganz ungläubliche System von Geldstrafen. Alle versicherten, daß sie seit ihrer Zugehörigkeit zur Fabrik noch niemals ihre Löhne unverkürzt erhalten haben! Geldstrafen von 2-6 Pence wurden für „Vergehen“ erhoben wie diese: Verschmutzung der Arbeitsstelle durch das Schuhwerk, Liegenlassen einiger Zündhölzer auf dem Arbeitstisch, während des Herbeiholens neuer Schachteln, Zuspätkommen um einige Minuten u. s. w. Kurz, auf Schritt und Tritt waren die Arbeiterinnen in Gefahr, ihren Hungerlohn durch Strafen noch weiter vermindert zu sehen; für die Fabrikbesitzer aber waren diese Strafen eine vortreffliche Einkommensquelle zur Erhöhung des Geschäftsgewinnes. Aber nicht genug damit. Die Arbeiterinnen mußten außerdem von ihren Löhnen noch die Lehrlinge bezahlen, ihre Mahlzeiten in dem phosphorgefährlichen Arbeitsraum einnehmen und Ähnliches mehr.

Die Veröffentlichung dieser niederrichtigen Behandlung der Arbeiterinnen rief in London großes Aufsehen hervor. Verschiedene der großen Zeitungen druckten die Berichte des „Link“ ab, und die öffentliche Meinung begann sich gegen die Ausbeuterfirma Bryant und May zu wenden. Da hatte die letztere die Frechheit, die gegen sie gerichteten Anklagen kurzweg als ein „Gewebe von Lügen“ zu erklären und alles gegen sie Gesagte rund abzuleugnen. Da die Herren aber wohl fühlten, daß diese unverschämte Behauptung ohne weitere Beweise wenig Glauben begegnen würde, so griffen sie zu einem Mittel, dessen Erfolg sie bei der Abhängigkeit ihrer armen Arbeiterinnen sicher zu sein glaubten. Sie legten nämlich allen Arbeiterinnen ein Schriftstück vor, durch dessen Unterzeichnung sie sich als vollkommen zufrieden mit den Arbeitsbedingungen der Fabrik und ihrer Lage überhaupt erklären sollten. Aber unerwarteterweise weigerten sich (mit wenigen Ausnahmen der Besserbezahlten in der Wachsänderabteilung) die Arbeiterinnen, trotz ihrer Armut und der Aussicht, auf die Straße geworfen und vollkommen mittellos zu werden, dieser schändlichen Aufforderung nachzukommen. Die Fabrikleitung konnte nicht wohl alle Arbeiterinnen zugleich entlassen. Um aber ihr „Ansehen“ nicht völlig Schiffbruch leiden zu lassen, befahl sie drei Arbeiterinnen, welche sich als Führerinnen ihrer Genossinnen hervorgethan hatten, als Strafe sofortiger Entlassung zu unterschreiben. Die drei unterwarfen sich nicht und mußten gehen. Da geschah das Unerhörte, daß anderthalb Tausend dieser unmoralischen und den alleruntersten und hilflosesten Arbeiterschichten angehörigen Arbeiterinnen sich mit ihren entlassenen Genossinnen solidarisch erklärten und die Arbeit einstellen. Mitten im Tag verließen sie gemeinsam die Arbeitsstätte und ließen alle Arbeit unvollendet liegen, wodurch auch die männlichen Arbeiter der Fabrik unfähig zur Fortsetzung ihrer Arbeit wurden.

Wovon sollte aber diese Menge von Streikenden leben? Sie hatten keine Unterstützungs- und Widerstandskassen und ebenso wenig Kredit bei den Wohnungsvermietern und Speisewirthen. Die Sozialisten und Frau Besant brachten 140 bis 150 Pfund (3000 Mark) zusammen. Aber dieser kleine Betrag war trotz alles Hungern bald zu Ende und schon nach Ablauf einer Woche wußten die Streikenden keinen anderen Ausweg, als massenweise die Arbeit wieder aufzunehmen. Die erwähnten Freunde der Arbeiterinnen ruhten jedoch nicht und schenkten keine Mühe, um den Streikenden ein Ergebnis ihres Ausstandes zu sichern. Sie gaben der öffentlichen Besprechung der Verhältnisse in der Bryant und May'schen Fabrik durch Pressberichte und Versammlungen fortgesetzt neue Nahrung; Frau Besant aber bildete eine Abordnung der Arbeiterinnen, welche sie in das Parlamentshaus einführte und ihre Klagen mündlich einer Anzahl von Parlamentsmitgliedern vortragen ließ. Der Zug der 50 ärmlich gekleideten und abgehärteten Arbeiterinnen und ihre den Stempel der Wahrheit tragende Sprache brachten in und außer dem Westminsterpalast bedeutenden Eindruck hervor. Als Bryant und May sich neue Arbeiterinnen aus Glasgow verschrieben, telegraphierte sofort ein schottischer Abgeordneter dahin, daß man Niemand senden solle, da die Arbeitseinstellung vollberechtigt sei.

Da ereignete sich am 18. Juli das Unerwartete, daß die Firma in allen Städten nachgab und auf die Forderungen der Arbeiterinnen einging. Die Geldstrafen wurden abgeschrieben, ungleich die Bezahlung gewisser Kohstoffe durch die Arbeiterinnen, giftige Speiseräume wurden bewilligt u. s. w.

Es ist von Interesse, zu erfahren, auf welche Weise den bereits nachgebenden Streikenden dieser ebenso unerwartete als große Sieg zufiel. Es war der Fabrik nicht gelungen, die Anklagen der Frau Besant als unwarhaft zu erweisen. Im Gegentheil brachte die öffentliche Besprechung der Sache die ungläubliche Thatsache zu Tage, daß noch viel geringere Löhne als die angeführten üblich waren, daß jugendliche Arbeiterinnen sogar bis zu 2 Sh. herab Wochenlohn erhielten! Sich auf alles dies stützend, veröffentlichte Frau Besant einen „Offenen Brief an die Aktienbesitzer der Gesellschaft Bryant und May“, in welchem sie mit großem Geschick und überzeugender Kraft das Elend der Arbeiterinnen wie die Verantwortung derjenigen schilderte, welche aus einer so schimpflichen Quelle riesige Einkommen ziehen. Die Verbreitung dieses Briefes brachte die Aktienbesitzer, und namentlich diejenigen unter ihnen, welche kirchliche Ämter bekleideten, in eine sehr unangenehme Lage. Auch die Stellung der Direktoren wurde eine un-

behagliche, wenn nicht gefährliche. Denn das Geldstrafen-system ist in England ungeschicklich und konnte überhaupt nur angewandt werden, da kein Ankläger dagegen aufgetreten war. Dazu kam dann noch die Stellungnahme der großen Gewerkvereine (Trades Unions). Anfänglich lehnten diese jede Theilnahme in der Sache der Zündholz-arbeiterinnen ab, unter der hochmüthigen Begründung, daß jene keine „skilled labourers“, keine gelernten, qualifizierten, höherstehenden Arbeiter seien. Als jedoch hierauf eine Abordnung von 80 Streikenden vor dem Zentralausschusse der Gewerkvereine erschien und diesem die Verhältnisse darlegte, bückte sich der Gewerkevereinsmitglied eine solche Empörung über die Mißhandlung der Bryant und May'schen Arbeiterinnen, daß sie eine nachdrückliche Mahnung an die Firma zur Nachgiebigkeit richteten, mit der Drohung, daß andernfalls eine Sperrung der Fabrik durch alle organisierten Arbeiter Englands erfolgen könne.

Zu alledem kam aber schließlich als letzter, ausschlaggebender Grund zur plötzlichen Nachgiebigkeit der Firma noch der Umstand, daß unter dem Druck der öffentlichen Meinung — die Aktien der Gesellschaft zu sinken begannen! Ein solches Ereignis macht aber selbst den stärksten Kapitalisten weich.

Dies ist die Geschichte des ersten großen Arbeiterinnen-streikes. Freilich ist die Lage der armen Zündholz-arbeiterinnen immer noch elend genug. Allein sie haben gelernt, daß die Macht ihrer Ausbeuter doch nicht ganz unbeschränkt ist, und daß auch die Ärmsten etwas vermögen, wenn sie sich wehren und zusammenhalten. Und das ist viel werth.

Die Berechtigung zum einjährigen Militärdienste.

□ Die höhere Bildung noch mehr als bisher zum ausschließlichen Privilegium des Reichthums und der herrschenden Klassen zu machen, das muß das fortwährende Streben aller reaktionären Kreise sein, das ist selbstredend.

Man scheidet das Volk so gern nach dem Geldbesitz oder Nachbesitz in „bessere Stände“ und „niederes Volk“, man kann sich dabei aber leider der aufdringlichen Bemerkung nicht verschließen, daß sich die „besseren Stände“ mit den „gebildeten Ständen“ durchaus nicht decken. Es ist schrecklich für jedes gut feudale Gemüth, anerkennen zu müssen, daß es auch gebildete und sogar sehr gebildete Proletarier giebt, ja, daß die darbenenden Studenten, Techniker, Schuster aus dem Proletariat, aus dem Stande der niederen, schlecht bezahlten Beamten, die Söhne der etwas besseren, aber armen Bauern und Handwerker, die sich unter vielen Entbehrungen durch die Bildungsjahre schlagen mußten, meistens mehr gelernt haben, als die reichen Korps-Burschen, die ihre Zeit mit Trinken, Fechten und Renommiren verbracht haben.

Das ist sehr fatal für einen guten feudalen Reaktionsär; das ist auch fatal für den hohen Beamten, der seinen Sohn gerne im unbeschränkten Ausschreiten zur eigenen Stellung sehen möchte, aber doch nicht Macht und Einfluß genug besitzt, ihn über die Köpfe der Söhne aller weniger mächtigen Väter hinweg trotz seiner Unfähigkeit in hohe Posten zu bringen; das ist sogar fatal dem reichen Prozen, der seinen Sohn gern ohne viele Anstrengung eine glänzende Laufbahn als Beamten möchte machen sehen.

Alle diese Leute sind also dafür, daß auch die Zwischenstufen der Gesellschaft, welche das eigentliche und rechte Proletariat von den herrschenden Klassen scheiden, durch weitere Erleichterung des Zuganges zur höheren Bildung noch mehr als heute von der Gelehrten-Bildung ausgeschlossen werden, denn nur dadurch kann es erreicht werden, daß die reichen Klassen sich das Beiwort „gebildete“ Stände mit einigem Recht beilegen dürfen.

Wir sehen dabei von dem Umstande ab, daß die formale Gymnasial- und Universitätsbildung durchaus keine Gewähr dafür giebt, daß derjenige, welcher mit dem größtmöglichen Erfolge alle ihre Stufen durchlaufen hat, nun auch ein wirklich gebildeter Mann ist. Es ist zwischen einem Gelehrten und einem Gebildeten ein himmelweiter Unterschied. Ein Gelehrter kann unter Umständen trotz der geistigen Verknöcherung, die das Drillen mit fremden toden Sprachen und das einseitige „Dahsin“ in einem Brodstudium mit sich bringt, immer ein gebildeter Mann sein. Wir werden die hohe Bildung eines Birchow und vieler anderer Gelehrter gern und willig anerkennen, wir werden aber nicht jede kartellbrüderliche Klique von Professoren, Oberpräsidenten, Oberbürgermeistern und Kommerzienräthen nun auch für eine Vereinigung von Intelligenz, Bildung und Besitz halten, wir kennen viele sehr gelehrte, aber lächerlich stupid und ungebildete Professoren.

Davon sei hier keine Rede, wir wollen hier nur von der formalen Gelehrten-Bildung sprechen.

Dieselbe ist zwar heute schon ganz hervorragend ein Privilegium des Besitzes, aber doch nur soweit, als es in der Regel den eigentlichen Proletarier ganz ausschließt, sonst ist sie, unter harter Entbehrung und vieler Arbeit freilich auch den Klassen noch zugänglich, die man als „weniger bemittelte“ bezeichnen kann, und zwar zugänglich ziemlich ohne Unterschied nach politischer Ansicht, Glauben und äußerer, mehr oder weniger geehrter Lebensstellung der Väter. Der einigermaßen bemittelte Fortschrittler und sogar der Sozialdemokrat, dieser Reichsfeind, der ebenso reichsfeindliche Katholik und der verfolgte und beschimpfte Jude, der wohlhabende „Meggermeister“ und Spezereiwarenhändler, die trotz ihrer Gelder doch kein Recht haben, von der „Gesellschaft“ als gleichberechtigte

Menschen betrachtet zu werden, können ihre Söhne auf dieselbe Gymnasialbank setzen, in dieselbe Kolleg schicken, wie der Fürst, der Baron, der kartellbrüderliche Kommerzienrath, der Oberbeamte und die anderen Stützen der „Ordnung“, die sie meinen.

Das ist um so fataler, als mit dem Erwerb dieser formalen Gelehrten-Bildung gewisse sehr wesentliche Rechte verbunden sind, zu deren nicht kleinstem die Berechtigung zum einjährigen Dienst gehört. Ein jedes ordnungsliebende Herz muß es schwer empfinden, daß der Sohn des Reichsfeindes ebenso nur ein Jahr zu dienen braucht, wie der Sohn des „Ordnungsmannes“. Dem ersteren wäre ein dreijähriger Drill doch höchst dienlich, um ihm die vom Vater vielleicht ererbten unmürzlerischen Ideen ganz gehörig auszutreiben. Die Sache hat ihre Bedenken. Aufheben kann man das Geld-Privilegium des einjährigen Dienstes nicht, das würden die Vertreter des Geldinteresses nie zugeben. Es ist auch nicht gut durchführbar, etwa als einen neuen Paragraphen des Sozialistengesetzes anzuordnen, daß Söhne von Reichsfeinden, Juden, Meggermeistern und Spezereiwarenhändlern die Berechtigung zum einjährigen Dienst nicht erwerben können. Man war da wirklich in Verlegenheit.

Ein braver Krieger und Mitarbeiter der biedereren „Arenzzeitung“ hat nun den rechten Weg zur Wahrheit gefunden, der diese widerstreitenden Interessen zu versöhnen vermag. Er sagt ganz einfach: man stelle es doch in's Belieben der Militärbehörde, wen von den mit Gelehrtenbildung versehenen jungen Leuten sie zum einjährigen und welchen sie zum zweijährigen Dienst zulassen will, oder wem sie aufliegt, drei Jahre zu dienen, die wird schon das Rechte treffen.

Wir geben unsern Lesern einige Proben aus den Auslassungen dieses säbelschleppenden Zeitungsdarwinisten. Er schreibt:

„Der Staat empfindet den übermäßigen Jubrand zu den höheren Schulen, der vielfach durch die zu erlangende Berechtigung zum einjährig-freiwilligen veranlaßt ist, dadurch in hohem Grade nachtheilig, daß eine große Zahl junger Leute, die recht tüchtige Arbeiter und Landbauer abgeben würden, durch das Leben als einjährig verleiht werden, sich um Stellen als Kaufleute, untere Beamte u. s. w. anzusehen und statt braver, zufriedener Handwerker mißvergnügte Menschen werden, die, für die unteren Stände verborben, für die höheren unfähig, schließlich sich nirgendwo wohl fühlen, verbummeln und die unzufriedenen Elemente vermehren. Außerdem ist gerade die Erlangung des Berechtigungs-scheines Ursache der Ueberlastung der unteren Gymnasialklassen, welche bald eine wahre Katastrophe werden wird. Es giebt ja jetzt kaum einen nur etwas wohlhabenden Meggermeister oder Spezereiwarenhändler mehr, der nicht seinen Sohn den „Einjährigen“ machen läßt.“

Und nun zur Krone! Der Vale glaubt gar nicht, welche Plage die Einjährigen für die Truppen sind. Schreiber dieses hat zehn Jahrgänge ausgebildet und kann aus Erfahrung sprechen. Vor dem Kriege, da war es noch eine Freude. Aus den wirklich gebildeten jungen Leuten ließ sich etwas machen, und man empfand es peinlich, wenn man nicht 40 Prozent zu Reserve-Offizieren und weitere 50 Prozent zu Unteroffizieren heranbilden konnte, so daß man von etwa 95 Prozent einen wirklichen Erfolg hatte. Das wurde von Jahr zu Jahr schlechter. Es kamen immer mehr einjährig-freiwillige, die gar nicht Offizier, nicht einmal Unteroffizier werden, sondern einfach weniger als die anderen dienen wollten. So etwas kam früher nicht vor. Wenn man jetzt 5 bis 8 Prozent zum Offizier und etwa 30 bis 40 Prozent zum Unteroffizier bringt, so ist man sehr zufrieden. Mit allen anderen hat man aber nur Mühe, Ärger und sehr viel Unangenehmes. Daher kommt es auch, daß sich bei den Offizieren fast alle, selbst die begehrtesten Anhänger der Einrichtung, wie der Schreiber selbst einer war, zu deren Begnern bekehrt haben, denn sie nützt Niemandem mehr, schadet aber sehr viel.

Weiter ist es geradezu ein Unrecht, wenn man Leute dafür, daß sie in der Schule etwas weniger mehr gelernt haben als ärmere, vielleicht tüchtigere Menschen, darin belohnt, daß man sie in der Ableistung einer für alle Staatsbürger gleich ehrenvollen Pflicht entlastet. Dies heißt ja mit anderen Worten: „Dienen ist Strafe, und wer weniger lernen kann, wird strenger bestraft.“ Wie kommt man ferner dazu, einen Mann militärisch zu bevorzugen, der vielleicht gerade militärisch recht schlecht ist? Was würden wohl unsere gestrengten Herren Beamten sagen, wenn man verlangen wollte, sie müßten diejenigen Aspiranten, welche tüchtige Soldaten waren, zwei Jahre eher einstellen, als die übrigen, wenn auch noch so tüchtigen Fach-Konkurrenten?

Aus all diesem geht hervor, daß die Einrichtung der einjährig-freiwilligen einer Umänderung bedarf.

Es dürfte als gerecht erscheinen, wenn man zur Erlangung dieser Begünstigung nur wirkliche Verdienste und zwar allgemeine, d. h. durch Brauchbarkeit während des Dienstes nachgewiesene, nicht aber geldliche Vorzüge maßgebend sein ließe. Daher wäre es vielleicht angezeigt, wenn alle jungen Leute ausnahmslos als dreijährige eintreten müßten. Diejenigen, welche das Maturitätsexamen bestanden und sich während ihrer Dienstzeit gut geführt, könnten nach einem Jahre entlassen werden und würden also nachträglich als einjährig geltend gemacht werden, indem sie die betreffende Auszeichnung bei ihren späteren Einberufungen als Reserve-Unteroffiziere oder Bisfeldweibel tragen dürften. Dann wäre diese äußere Auszeichnung eine verbiente und darum sicher von Jedermann hochgeschätzte und geachtete. Leute mittlerer Bildung könnten, wenn sie sich während ihrer Dienstzeit gut führen u. s. w., nach zwei Jahren vor den anderen zur Disposition beurlaubt werden und würde dadurch der geistig höher Stehende immer noch Anerkennung genug finden. Jedenfalls aber ließen sich durch diese Ausrichtung nicht viele Eltern bestimmen, ihre Söhne von Haus aus in eine falsche Richtung zu bringen, besonders, wenn sie wüßten, daß bei der Beurlaubung zur Disposition derjenige frühere Elementarschüler und nachherige Handwerker u. s. w., der sich als braver, tüchtiger Soldat erwies, immer noch eher verhältnißmäßig würde, als der Schulbänkler, der ein schlechter Soldat war. Es dürfte ja nur bei gleicher militärischer Verwendbarkeit die höhere Schulbildung maßgebend sein.

Von einer vorausgehenden Selbstverpflanzung müßte man als Regel ganz absehen. Die zu einjährigen in Aussicht genommenen jungen Leute sollen auch das Leben in der Kaserne mitmachen. Man kann sie ja ebenso wie die Kadetten in eigene Zimmer zusammenlegen. Bei Raumangel ist es überdies immer angänglicher, die besseren und verlässigeren die Erlaubnis zum Wohnen in der Stadt ebenso zu gewähren, wie so vielen Unteroffizieren und Ruffieren. Selbst das Fernbleiben von der Penne kann gestattet werden, aber immer auf Grund der guten Führung des Mannes und nicht nach einem allgemeinen Recht.

Würde der Staat die Kosten für die sich jetzt selbst verpflegenden einjährig-freiwilligen nicht leisten wollen, nun so wäre es immer noch möglich, durch eine Abzahlung nach vollendetem Dienstjahr von etwa 250 bis 300 Mark sich für das gewährte Kasernen-

Quartier und die gelieferte Menage schadlos zu halten. Mancher tüchtige Student würde sich dann gern entschließen, unter solchen Verhältnissen sein Jahr in der Kaserne abzuhängen, statt wie jetzt 700 bis 800 Mark als Einjähriger in der Stadt zu verbrauchen. Die Ersparnis käme seinem späteren Studium zu Gute."

Ist das nicht köstlich? Ist der Wiedermannston da nicht richtig getroffen, klingt das nicht so gerecht, so billig, so selbstverständlich, daß man schon sehr genau die militärische Praxis kennen muß, um unter dieser Verkleidung den Pferdesuß zu erkennen? Es ist da sehr geschickt Wahrheit und Trug vermischt und der Sachverhalt verschleiert.

Nicht der einjährige Dienst bewirkt es, daß so viele jungen Leute sich der Handarbeit abwenden und nach Kaufmanns- und Beamtenstellen streben, dies letztere Streben befeuert bekanntlich auch die Bauernrechte und Handwerker, die als Unteroffizier auf Zivilversorgung dienen, die statt „brave, zufriedene Knechte und Gesellen“ zu sein, lieber recht oft auch unzufriedene Nachwächter, Gendarmen, Schutzeute und Bureaukratie werden.

Der Grund für diese Erscheinung liegt zum großen Theil in dem in unserer Gesellschaft allgemein angenommenen Grundsatz: „Handarbeit, zum Broderwerb ausgeführt, schändet! Dann aber liegen leider die Erwerbsverhältnisse so, daß der magerste Beamtengehalt ein besseres Jahreseinkommen gewährt, als der oft wegen Arbeitsmangel ausfallende Lohn des fleißigsten und geschicktesten Arbeiters.

An diesem sich Abwenden von der herstellenden Arbeit sind also unsere gesellschaftlichen Zustände schuld, nicht im Allgemeinen so nebensächliche Einrichtungen, wie der Einjährigendienst. Der wohlhabende Metzgermeister und Spezereiwarenhändler wird seinen Sohn auch ohne Einjährigendienst nicht zum Arbeiter erziehen.

Daß die Einjährigen vor dem Kriege und nach dem Kriege auf einmal so sehr verändert sein sollten, ist doch kaum glaublich. Es geben vor wie nach dieselben Stände und dieselben Schulen das Material her, da liegt ein Grund zur Aenderung nicht. Aber freilich, etwas hat sich sehr geändert. Wir haben den Kulturkampf, die Reichsfeinde und den hoch gewachsenen Inneübermuth nach dem Kriege bekommen. Man schiebt jetzt mehr Personen als früher von dem Reservoffizierstand aus, aus Rücksicht auf die politischen Ansichten, den Glauben und die Lebensstellung der Väter. Daß dann solche junge Leute, denen vielleicht schon der Gefreitenknopf und die Treppen vorenthalten worden, welchen man in der unzuverlässigen Art zu verstehen giebt, daß man sie kaum zum Offizierexamen, viel weniger zur Wahl zum Offizier zulassen wird, die Lust an Soldatenspielen verlieren, ist wohl leicht erklärlich. Also umgekehrt liegt die Sache, weil man die jungen Leute nicht mehr so gleichmäßig wie früher behandelt, so wird sehr leicht von solchem Augenblick an aus dem Streber ein lässiger Soldat.

Ein anderer Fall macht ferner solchen jungen Leuten, die nicht durch äußeren Schein zu blenden sind, die bürgerliche Selbstbewußtheit oder Proletarier-Ehre besitzen, nicht wünschenswerth, Reservoffizier zu werden. Es ist das der Fall des Majors Herrn Hünge. Der Mann wird seiner sehr zahmen politischen Ansicht wegen, die augenblicklich nicht die herrschende ist, ohne jede kontrolirbare Formlichkeit, ohne Verhör, ohne Rechtfertigung seines Offiziertitels entkleidet. Trifft das einen Richter, einen Arzt, einen Regierungsbaumeister oder sonst einen in einer amtlichen Stellung befindlichen oder mit amtlichem Titel versehenen Mann, so hat es die Wirkung, als ob ihm die bürgerlichen Ehrenrechte wegen entbehrenden Verbrechens aberkannt sind. Er verliert gleichzeitig Amt, Titel und Berechtigung.

Wahrlich, da gehört denn doch mehr als jugendlicher Leichtsinns dazu, um eines blanken Nodens willen, um eines Ripfels der persönlichen Eitelkeit wegen für alle Zeit auf eine selbständige politische Meinung zu verzichten, sich zum stimmenden Werkzeug jeder Regierung zu machen, sie mag ihre Tendenz wechseln, so oft sie will, oder in der steten Gefahr zu schweben, ohne weiteres bürgerlich vernichtet zu werden. Sollte nicht dieses Vorkommniß besonders geistig selbständig angelegte und klaren Charaktere davon abhalten, sich um die Reservelieutenantswürde zu bewerben, und ferner ohne besondere Neigung als Soldaten ihre nackte Pflicht und keinen Schritt mehr zu thun? Wir könnten auch da Beispiele aus unserer Bekanntschaft anführen.

Daß man dann solche Leute, die für die Ehre, Reservelieutenant zu werden, kein richtiges Verständniß haben, in den Kreisen der Offiziere nicht sehr günstig ansieht, das wird wohl Niemandem unbegreiflich erscheinen. Diese Kreise werden nach einer Form suchen, um solchen widerhaarigen Elementen auch die Berechtigung zum Einjährigendienst zu nehmen.

Alle Ausführungen des Korrespondenten der Kreuzzeitung sind aus diesen Gesichtspunkten zu erklären. Die demokratische Verbrämung der Sache durch den Anruf der gleichen Pflicht aller Staatsbürger ist in der Kreuzzeitung, die sonst für Standesvorrechte nicht unempfindlich ist, nicht ernst zu nehmen.

Die „gestrengen Herren Beamten“ werden nicht nur gezwungen, den „strammen Unteroffizier“ zwei Jahre eher einzustellen, als die oft viel befähigteren Zivil-Aspiranten, sondern sie dürfen sogar die letzteren gar nicht berückichtigen, so lange erstere vorhanden sind. Es ist dies eine schwere Plage für jeden Dienst, der nicht durch Postensitzen, Anschauungen und Erledigen einfacher Formlichkeiten zu machen ist.

Wenn die Vorschläge des Herrn Korrespondenten in die Praxis sich einführen, so würde man bald finden, daß nur die Söhne „berechtigter“ Väter, die selbst von tadelloser Gesinnung sind, als berechtigt zum Einjährig-

dienst betrachtet würden. Das ist des Pudels Kern in diesem Vorschlage.

Der letzte von uns mitgetheilte Abschnitt der Auslassung, der eine Geldleistung für denjenigen feststellen will, der mit einem Dienstjahr seiner Dienstpflicht ledig sein soll, kennzeichnet die Unaufrichtigkeit der demokratischen Gleichmacheret, die außerdem ganz gegen den Geist unserer Offiziere ist, als leeres Phrasenwerk, um die eigentliche Absicht zu verkleiden. Es sollen die Sünden der Väter an den Kindern durch Entziehen einer Berechtigung, die heute besteht, heimgesucht werden, und das leichtlich bis in's dritte und vierte Glied. Es wäre gar nicht ausgeschlossen, daß der Urgroßsohn Bebel's trotz aller „Berechtigung“ drei Jahre dienen müßte, bloß seines verhassten Namens wegen.

Indem wir als interessantes Zeichen der Zeit diese Auslassung der Kreuzzeitung unsern Lesern mittheilen und sie besprechen, wollten wir natürlich nicht für den heutigen Einjährigendienst als Einrichtung selbst eintreten, auch nicht dagegen sein, daß in einem wirklichen Volksheer, das von Söhnen des Volkes geführt wird, die aus dessen Mitte hervorgegangen und nicht aus einer Kaste gewählt sind — in besonderen Drillanstalten dem Volke entzogen sind — die Dienstzeit sich nach der Befähigung richtet. In dem unwiderstehlichen Volksheer, wie es uns vorschwebt, wird diese Einrichtung naturnothwendig sein. Wir wollten nur Protest dagegen erheben, daß unter dem Vorgeben der Gleichheit und der Gerechtigkeit eine neue Form geschaffen wird, um mißliebige Väter und ihre Söhne zu maßregeln und die „Gutgesinntheit“ zu belohnen.

Wir fürchten wohl mit Recht die Kreuzzeitung und ihre Hintermänner um so mehr, wenn sie unter demokratischer Hülle uns Geschenke bringen, sie meinen es dann sicher nicht ehrlich.

Eine Muster-Fabrikordnung

befiehlt für das Eisen- und Stahlwerk „Hösch“, jetzt Aktiengesellschaft, zu Dortmund.

Es heißt da z. B.:

§ 13. Die gewöhnliche Arbeitszeit dauert: in den Sommer-Monaten nach den Erfordernissen des Betriebes.

§ 14. In den Feuerwerkstätten und der Schmelzerei finden keine bestimmten Ruhezeiten statt. Die Ruhezeiten werden hier in den Pausen, die der Betrieb zuläßt, eingenommen.

§ 15. Auf Verlangen der Vorgesetzten muß auch nach Feierabend, Nachts und in dringlichen Fällen an Feiertagen gearbeitet werden. Auch sind alle Arbeiter verpflichtet, bei außergewöhnlichen Veranlassungen jede andere Arbeit als ihre gewöhnliche zu verrichten.

§ 17. Nach beendeter Schicht muß jeder Arbeiter binnen einer Viertelstunde die Fabrik verlassen.

§ 18. Angehörige der Arbeiter und Personen, welche denselben das Essen bringen, dürfen den Hüttenplatz unter keinen Bedingungen betreten.

§ 19. Die Arbeiter dürfen nur durch das für sie bestimmte Fabrikthor passieren.

§ 20. Ein nach auswärts beurlaubter Arbeiter muß sich die Dauer seines Aufenthalts am Urlaubsorte durch die Polizeibehörde deselbst bescheinigen lassen. Den Urlaubsschein hat er bei seinem Wiedereintritt zur Arbeit seinem unmittelbaren Vorgesetzten einzuhandigen.

§ 22. Das Tabakrauchen aus anderen als kurzen, bedeckten Pfeifen, welche in der Arbeit nicht hinderlich sind, ist untersagt.

§ 25. Bei nicht zu erwartendem, aber möglicherweise vorkommendem Verdachte einer Veruntreuung werden alle Arbeiter, ihrer eigenen Ehre wegen, es gerecht finden, sich einer sofortigen Untersuchung zu unterziehen. Diejenigen Personen, welche den Arbeitern Essen bringen, müssen sich und ihre Geschirre auf Verlangen einer Untersuchung unterwerfen.

§ 34. Inwiderhandlungen gegen die Vorschriften der Fabrikordnung, sowie Nachlässigkeit und Unachtsamkeit in der Arbeit können mit 25 Pfg. bis zu 15 Mark und nach näherer Vorschrift des § 7 auch mit Entlassung bestraft werden. Daneben bleiben der Gesellschaft alle Ansprüche wegen des durch Schuld des Arbeiters ihr verursachten Schadens vorbehalten.

§ 38. Die Auslöschung geschieht regelmäßig alle 14 Tage und zwar, wenn nicht durch besondere Bekanntmachung anders bestimmt wird, an jedem 5. resp. 20. jeden Monats. In dieser Tag ein Sonntag oder Feiertag, so findet die Auslöschung am darauf folgenden Tage statt.

§ 48. Diejenigen Meister und Arbeiter, welche in einem der dem Werke gehörigen Häuser unentgeltlich oder gegen Zahlung von Miete wohnen, haben die von ihnen benutzten Räumlichkeiten spätestens 8 Tage nach ihrem freiwilligen Ausscheiden oder ihrer Entlassung aus dem Dienste der Gesellschaft mit ihren Angehörigen zu verlassen.

§ 49. Arbeiter, deren Lohn wegen unterlassener Steuerzahlung mit Arrest belegt wird, werden entlassen.

Welche Gefängnis- und Kasernenordnung könnte schlimmer sein wie diese Vorschriften für „freie“ Arbeiter! Die Fabrikzeit ist — beliebig für den Unternehmer; der Arbeiter aber wird für die geringste Verspätung bestraft; für ihn giebt es keine bestimmten Pausen, keine Ruhe des Nachts und Feiertags. Er hat nicht nur für jeden Schaden vollen Ersatz zu leisten, sondern darüber hinaus noch Strafe zu zahlen; den lärglichen Lohn dazu erhält er nur vierzehntägig; und fällt der Lohnstag auf einen Sonntag, so giebt es nicht etwa Sonnabend, nein erst Montag Geld — ein recht probates Mittel, die Arbeiter zur Verschuldung geradezu zu zwingen. Steuerresistanten werden entlassen, die Angehörigen dürfen mit dem Essen nicht auf den Hüttenplatz kommen, der

Arbeiter darf nur ein bestimmtes Thor passieren, er muß sich wie eine Dirne periodischen Untersuchungen unterwerfen, die Form der Tabakspfeife ist ihm vorgeschrieben, damit er bei der Arbeit „nicht behindert“ ist, den Aufenthalt auswärts hat er sich von der Polizei bescheinigen zu lassen, bei Entlassung ist er eventuell auch binnen acht Tagen obdachlos!

Das Tollste bietet aber die Fabrikordnung in dem die Kündigung betreffenden

§ 6 nebst Zusatz. Das Verhältnis zwischen dem Eisen- und Stahlwerk Hösch und den Arbeitern kann erst nach vorausgegangener, beiderseits freistehender, 14-tägiger Kündigung gelöst werden.

Diese Kündigung kann seitens der Arbeiter nur am 1. und 15. eines jeden Monats erfolgen. An jedem Kündigungstage braucht indeß nur die Kündigung von zwei Arbeitern aus einer Werkabtheilung angenommen zu werden. Beabsichtigen mehrere Arbeiter aus der gleichen Abtheilung zu kündigen, so werden diejenigen beiden Arbeiter, welche zuerst kündigen, für den betreffenden Kündigungstag notirt; die übrigen Arbeiter werden der Reihe nach zu zweien, nach der Zeit, in welcher die Kündigung erfolgt ist, für die folgenden Kündigungstage vorgemerkt.

Der Arbeiter kann, wie schon aus den oben mitgetheilten Bestimmungen hervorgeht, wegen jeder Lumperei täglich entlassen werden — für den Unternehmer wird also die vierzehntägige Kündigung bis auf Null verkürzt. Für den Arbeiter aber wird sie schier ins Unendliche verlängert, denn die Werkabtheilungen bestehen zuweilen aus hundert und mehr Mitgliefern und immer dürfen nur zwei am 1. oder 15. des Monats kündigen!

So sieht die rechtliche „Gleichheit“ in Wirklichkeit aus, wenn sich Besitz und besitzlose, hülflose Arbeit gegenübersehen.

Zur Altersversicherung.

Im Jahre 1886 bestanden im Königreich Sachsen 29 Knappschafts-Pensionsklassen mit 25 806 Mitgliedern, die zu der gesammten Jahreseinnahme von 2 320 439 Mk. in Summa 624 017 Mk. beisteuerten, während auf die Werke ein Beitrag von 614 243 Mk. entfiel.

Unterstützt wurden 1886 3247 Invaliden, an die in Summa (einschließlich 15 109 Mk. für Halbinvaliden) 642 724 Mk. zur Auszahlung gelangten, so daß also durchschnittlich auf einen Unterstützten nahezu 200 Mk. entfielen.

Außerdem wurden 5276 Wittwen mit 310 316 Mk. (durchschnittlich 59 Mk.) und 2898 Waisen mit 95 696 Mk. (durchschnittlich 33 Mk.) unterstützt, und überdies gelangten 8496 Mk. an Sterbegeldern und 11 174 Mk. an außerordentlichen Unterstützungen zur Auszahlung. Die Knappschaftskassen in Sachsen zahlen also heute schon bedeutend mehr, als der Entwurf des Bundesrathes in Aussicht nimmt.

Die „Sattlerzeitung“ schreibt: Wir möchten unsere Leser fragen, wieviel 70-jährige Sattlergehülfen ihnen schon im Leben begegnet sind? — Aus den Jahresberichten unserer Zentral-Krankenkasse haben wir eine kleine Statistik aufgestellt, welche das beredteste Zeugniß in dieser Angelegenheit abgiebt und dürfte dieselbe für unsere Kollegen von größtem Interesse sein. Bemerkten müssen wir aber zuvor, daß bei Gründung der Kasse im Jahre 1884 alle Sattler ohne jede Altersgrenze aufgenommen wurden. Nehmen wir den Mitgliederbestand auf rund 3000 an. Es ergibt sich nun Folgendes:

Jahrd.	Todesf.	niedrigst. Alter	höchst. Alter	Durchsn.-Alter
1885	6	19 Jahre	58 Jahre	33 ² / ₃ Jahr
1886	9	20	58	36 ¹ / ₂ „
1887	8	20	55	35 ¹ / ₂ „

Diese Zahlen reden deutlich, sie reden so deutlich, daß es uns klar wird, klar werden muß, was wir von einer Altersversicherung zu halten haben, wobei sich für uns Sattlergehülfen die verlockende Aussicht eröffnet, zeitweilig einen immerhin ganz bedeutend hohen Beitrag von wöchentlich 10¹/₂ Pfg. zu zahlen, ohne je auch nur einen Pfennig zu erhalten.

Mit dem neuen Entwurf des Alters- und Invalidenversorgungsgesetzes scheint selbst die sächsische Regierung nicht recht einverstanden. Die amtliche „Leipziger Zeitung“ führt aus, daß der Sprung von den „Grundzügen“ zu dem fast unbegrenzten Bürokratismus des jetzigen Entwurfs wenig Verlockendes biete, und ein Weg, der den Versicherten eine ausgiebigere Theilnahme an der Verwaltung ihrer Angelegenheiten sichert, als es der jetzige Entwurf thut, doch wohl erwünscht wäre. Außerdem empfiehlt die „Leipz. Ztg.“ wiederholt eine prozentuale Abmessung der Rente nach dem Lohne, sowie die Verbeibehaltung oder, wenn das nicht angehen sollte, die allgemeine Beseitigung der berufsgenossenschaftlichen Organisation.

Die X. ordentliche Generalversammlung des Vereins der deutschen Volkspartei hat folgende von Sonnemann beantragte Resolution zur Alters- und Invalidenversicherung angenommen, indem sie sich mit den Grundgedanken des Entwurfs einverstanden erklärte:

1. Zu § 7 des Entwurfs: Nicht nur die absolute, sondern auch theilweise Erwerbsunfähigkeit sollte von der Versicherung getroffen werden.
2. Die im § 8 als zulässig erklärte Zulassung von drei Vierteln der Rente in Naturalien ist unzulässig.
3. Zu § 13: Die Berechnung von 47 vollen Beitragswochen als Beitragsjahr ist entschieden zu hoch gegriffen.
4. Zu § 17: Die Minimalrente von 120 M. ist unter allen Verhältnissen zu niedrig bemessen. Abgesehen davon dürften die Renten nicht für alle Berufe und für alle Theile des Reiches gleich sein. Es müßten vielmehr wie bei der Unfallversicherung je nach der Lohnhöhe und der örtlichen Verhältnisse die Renten wesentlich über den Minimalatz hinausgehen.

5. Zu § 18: Die Altersrente soll nicht erst im 70. Lebensjahre, sondern schon im 60. Lebensjahre beginnen.
 6. Zu § 27: Die Organisation der Versicherungsanstalten mit ihren Beamtenvorständen, Ausschüssen, Aufsichtsräten, Vertrauensmännern ist eine viel zu komplizierte, namentlich neben den ganz anders gearteten Organisationen der Kranken- und Unfallversicherung. Sämtliche drei Arten der Versicherung müssen gemeinsamen einfachen Organisationen, am zweckmäßigsten den Krankenkassen, unter beschließender Mitwirkung von Vertretern der Arbeiter und Arbeitgeber übertragen werden. Auch die freien Hilfskassen dürfen von dieser Organisation nicht ausgeschlossen werden.
 7. Zu § 84: Die Quittungsbücher und das Markenwesen sind absolut unannehmbar und müssen durch ein einfaches Rechnungswesen ersetzt werden, welches jeden Mißbrauch durch Arbeitgeber ausschließt.
 Nach langer und eingehender Diskussion wurde diese Resolution mit dem Amendement von Heigl-Covora zu § 13, wonach auch im Falle unverschuldeter Arbeitslosigkeit die Versicherung weiterlaufen soll, angenommen.

In einer großen Tischlerversammlung zu Berlin sprach am Montag (Samsouci) Herr Redakteur Baake. An der Diskussion beteiligten sich die Herren Apelt, Jubeil, Buhr, Wiedemann, Körbel und Starfeld. Angenommen wurde folgende Resolution des Herrn Buhr:

„Die heute in Samsouci tagende öffentliche Versammlung der Tischler Berlins erklärt sich hiermit auf das Allerentschiedenste gegen das geplante Gesetz der Alters- und Invaliden-Versicherung.
 Sie erblickt in dem Entwurfe auch nicht im Geringsten ein Mittel, etwas zur Aufbesserung der Lage der arbeitenden Klassen beizutragen;
 sie erblickt ferner in der Einführung des geplanten Quittungsbuches nichts weiter, als eine indirekte Einführung des obligatorischen Arbeitsbuches;
 ferner ist die Versammlung der Ansicht, daß die Ursache des sozialen Elends in der heutigen schrankenlosen Produktion zu suchen und zu finden ist und nur durch eine weise Arbeitergesetzgebung, wie sie zur Zeit von den Arbeitervertretern im Deutschen Reichstage vorgeschlagen wurde, gelindert werden kann.
 Aus diesen Gründen protestirt die Versammlung auf's Allerentschiedenste gegen den gesammten Gesetzentwurf.“
 Der Vortrag der Tellerammlung wurde der Wittve des plötzlich verstorbenen Tischlers Kasper überwiesen.

In einer öffentlichen Versammlung der Drechsler Berlins sprach am Sonntag Herr May und Herr Nachwig. In einer Resolution erklärte sich die Versammlung gegen jedes „direkte und indirekte Arbeitsbuch“.

Wie aus Veltin berichtet wird, hat dort am Sonntag, den 16. September, eine sehr stark besuchte Volksversammlung stattgefunden, in welcher zum Alters- und Invalidenversicherungsgesetz Stellung genommen wurde. In großen Umrissen den Gang der von der Regierung inaugurierten „Sozialreform“ charakterisierend, legte der Referent, Herr Rohmann aus Berlin, dar, wie sehr dieser Entwurf hinter den allerbesten Erwartungen zurückgeblieben sei. In der Diskussion pflichteten sämtliche Redner dem Referenten bei und die Versammlung nahm hierauf einstimmig eine entsprechende Resolution an.

Frankfurt a. O. Am Montag, den 17. d. M., fand hier im Neuen Carthause eine zahlreich besuchte Volksversammlung statt, in welcher Herr Schippel-Berlin referirte. Die Herren Behrend und Faber ergänzten den Vortrag und traten eifrig für eine Resolution ein, welche die hohe Altersgrenze, die niedrige Rente und besonders das Quittungsbuch verurtheilte, überhaupt den Entwurf als unannehmbar bezeichnete. Die Versammelten stimmten der Resolution bei und wählten dann noch eine Kommission zur Gründung eines Arbeiterbildungsvereins für Frankfurt.

Die große Volksversammlung, die am letzten Sonntag für Rixdorf in der „Neuen Welt“, Hainhaide, geplant war, und in der Herr May Schippel über den Alters- und Invalidenversicherungsentwurf referiren wollte, konnte wegen eines Formfehlers nicht stattfinden. **Morgen, Sonntag**, sollte in demselben Lokale mit derselben Tagesordnung und demselben Referenten eine Versammlung stattfinden, auch diese ist aber durch alle möglichen Quertreibereien unmöglich gemacht.

W. R. Görlitz. Donnerstag, den 13. September, fand nach längerer Zeit wieder einmal eine öffentliche Volksversammlung statt. Dieselbe war nach dem Gathhof „Zur deutschen Eiche“ einberufen und bildeten das Bureau die Herren Brandt, Adelbach und Bennetow. Herr Reichstagsabgeordneter Singer referirte. Die Versammlung war von über 1000 Personen besucht. In 1 1/2-stündiger Rede, an einzelnen Paragrafen eine verdichtende Kritik übend, wies der Referent die Unzulänglichkeit und geradezu gelagte Arbeiterfeindschaft (Quittungsbücher) der Gesetzesvorlage nach. — Die Versammlung nahm folgende vom Referenten vorgeschlagene Resolution einstimmig an:

- Das von dem Bundesrath geplante Gesetz, die Alters- und Invaliden-Versicherung der Arbeiter betreffend, entspricht in keiner Weise den berechtigten Forderungen der Arbeiter und ist nur eine veränderte, aber keine verbesserte Gestalt der öffentlichen Armenpflege.
 Die Versammlung erklärt, daß die bundesrathliche Vorlage
1. durch die lange Karenzzeit,
 2. durch die Altersgrenze von 70 Jahren, welche von Arbeitern nur ganz vereinzelt erreicht wird,
 3. durch den niedrigen, zum bescheidensten Lebensunterhalt völlig unzureichenden Rentenbetrag, welcher
 4. nicht den Beitragsleistungen und den Erwerbsverhältnissen der Versicherten entsprechend abgestuft ist, sowie endlich
 5. durch die Einführung der Quittungsbücher, welche die Arbeiter der Willkür und Verfolgung der Unternehmer preisgeben,
- gänzlich unannehmbar und durchaus nicht als eine wirklich sozialreformatorische Maßregel anzusehen ist, und giebt der Ueberzeugung Ausdruck, daß die gründliche Beseitigung des stetig wachsenden Elends der Massen einzig und allein durch die Umwandlung der kapitalistischen Produktionsweise in die gesellschaftliche ermöglicht werden kann.

Nach einem kurzen Schlussworte des Referenten — die Anwesenden ermahnen, weiter und weiter für die Verbreitung der Forderungen der sozialdemokratischen Partei Sorge zu tragen, brachte derselbe ein Hoch auf die Sozialdemokratie aus, in welches die Versammlung begeistert einstimmt. Einem Antrag, eine Tellerammlung zu veranstalten, welcher aus der Versammlung gestellt wurde, konnte nicht Folge gegeben werden, da der überwiegende Theil der Anwesenden nicht erschienen war. Unter Hochrufen wurde die Versammlung geschlossen.

Bayreuth, 17. September. Gestern fand hier eine stark besuchte Versammlung statt, in welcher der Abgeordnete Grillenberger in zweistündiger Rede über das Alters- und Invalidenversicherungsgesetz referirte. Eine Versammlung in Stein bei Nürnberg wurde jedoch demselben Referenten verboten.

Für den Austritt aus den Zwangskassen.

Die §§ 19 und 63 des Krankenversicherungsgesetzes bestimmen, daß der Austritt aus den Zwangskassen verpflichtigen Personen mit Schluß des Rechnungsjahres zu gestatten ist, wenn sie denselben mindestens drei Monate vorher bei dem Vorstande beantragen und vor dem Austritt nachweisen, daß sie einer dem § 75 des Krankenversicherungsgesetzes entsprechenden freien oder eingeschriebenen Hilfskasse als Mitglied angehören.

Der Schluß des Rechnungsjahres tritt in den meisten Kassen am 31. Dezember ein, folglich muß der Antrag auf Entlassung aus der Zwangsversicherung spätestens bis zum 30. September gestellt sein; widrigenfalls der Versicherte auf ein weiteres Jahr in dem Zwangsverhältnis bleiben muß.

Der Nachweis, daß man einer anderen Kasse angehört, braucht nicht bei der Kündigung, sondern erst am Schluß des Rechnungsjahres (also Ende Dezember) beigebracht zu werden.

Möge deshalb kein Arbeiter, welcher aus der Orts-, Betriebs- (Fabrik-), Bau- oder Innungskasse ausscheiden will, versäumen, vor dem 30. September seinen Austritt anzumelden!

Die Kündigung zum Austritt aus einer Orts-, Betriebs- (Fabrik-), Bau- oder Innungskasse geschieht am besten durch eingeschriebenen Brief, der an den Vorsteher, aber mit Angabe von dessen Namen gerichtet ist, nicht etwa bloß „an den Vorstand“ der Ortsklasse, denn solche eingeschriebene Briefe ohne Namen händigt die Post nicht aus. Man schreibt also:

An den Vorstand der Ortskrankenkasse der
 Herrn
 Ich will vom 1. Januar k. J. ab nicht mehr zur Ortskrankenkasse gehören, sondern in eine zentralisirte freie Hilfskasse eintreten.
 (Ort) den ten 1888.
 Namensunterschrift
 Arbeitet bei Herrn
 Nummer des Kassenbuches

Diesen Brief muß man, wie gesagt, spätestens am Sonnabend, den 28. September d. J., zur Post geben.

Wer will, kann diese Kündigung auch mündlich bis Montag, den 30. September d. J., anbringen.

Ist die Kündigung rechtzeitig geschehen, so muß der Eintritt in die freie Hilfskasse in der letzten Dezemberwoche spätestens geschehen, damit das ausgefüllte Buch der freien Hilfskasse beim Antritt zur Arbeit im Jahre 1889 in den Händen des Arbeiters ist, sonst gilt die Kündigung nicht, und er muß noch ein Jahr der Ortskrankenkasse angehören.

Wer nicht in Arbeit ist, braucht natürlich nicht zu kündigen.

Also auf, Ihr Arbeiter, haltet Eure eigenen Kassen, die zentralisirten freien Hilfskassen hoch! Ihr zeigt dadurch, daß Ihr für Eure Selbständigkeit, für Euer Recht einzustehen bereit seid.

Maßregelungen, Prozesse.

Venzig bei Görlitz. Im vorigen Jahre bildete sich in Venzig ein harmloser Rauchklub, der sich von den vielen anderen Vereinen nur dadurch unterscheidet, daß die Mitgliedschaft nur aus Arbeitern bestand, und selbst im Vorstande, was bei andern Vereinen sonst noch nicht der Fall gewesen war, saßen nur Arbeiter. Der hohen Polizei von Venzig war dieser Verein jedoch ein starker Dorn im Auge. Da man aber von Seiten des Vereins keine Veranlassung gab, gegen denselben einzuschreiten, versuchte die Polizei, ihn auf anderem Wege das Leben zu verümmern. Man versuchte nämlich, die Gastwirthe durch Einschüchterungen dazu zu bewegen, dem Verein die Lokalitäten zu verweigern, und ihn somit zur Auflösung zu zwingen. Mehrere Male war es schon gelungen, jedoch bei dem letzten Restaurateur stieß man auf starken Widerstand, und als mehrere Versuche mißglückt waren, und der Verein unbehindert weiter bestand, erhielt der betreffende Restaurateur wörtlich folgende polizeiliche

Verfügung:
 Da es hinsichtlich bekannt ist, daß in Ihren Lokalen, namentlich nur solche Personen verkehren, die der Sozialdemokratie huldigen, und da Sie auf die hieraus entstehenden Unzuträglichkeiten von dem unterzeichneten Amte aufmerksam gemacht worden sind, aber trotzdem von Ihrer Seite bis jetzt noch nicht das Geringste geschehen ist, dieses zu verhindern, vielmehr festgesetzt worden ist, daß Sie alle diese Zusammenkünfte und Unterredungen in dieser Hinsicht dulden, so wird von heute ab die **Polizeistunde** für Ihr Lokal auf zehn Uhr Abends festgesetzt, wonach Sie sich zu richten haben.
 Sollten Sie auch diese Verfügung noch nicht beachten, so wird ohne weiteres gefesselt gegen Sie vorgegangen werden.
 Venzig, den 3. September 1888.

Auf die Nachfrage des Restaurateurs über den Grund der Verfügung erhielt er zur Antwort, man höre: Die an dem Verein beteiligten Leute sind nur Leute, welche nicht arbeiten wollen, und nur von anderer Leute Geld leben! —

Wegen „Aufruhrs und Aufstaus“ standen am Donnerstag vor der 2. Strafkammer des Landgerichtes I zu Berlin: Schloffer Emil Jr. Fritzche, Tischneider Oskar Ludwig Schindler, Schloffer Wilhelm Knubach, Maurer Ernst Wilschke, Arbeiter Reinhold Jacubik,

Maurer Christian Schwabe, Arbeiter Karl Bubgeret.
 Die sämtlichen Angeklagten wurden beschuldigt, am 18. März dieses Jahres im Friedrichshain an einer Zusammenkunft theilgenommen zu haben, und der dreimaligen Aufforderung der Polizeibeamten, auseinander zu gehen, nicht nachgekommen zu sein. Der Gerichtshof erachtete nur Fritzche und Schindler des Aufruhrs und die Angeklagten Knubach, Jacubik und Schwabe des Aufstaus, für schuldig. Die beiden Erstgenannten wurden zu sieben bezw. sechs Monaten, Knubach und Schwabe zu je einem Monat und Jacubik zu drei Wochen Gefängniß verurtheilt. Die drei übrigen Angeklagten wurden freigesprochen.

Bereine und Versammlungen.

Tischler Berlins, versäumt es nicht, dem Fachverein beizutreten! Wir sind bestrebt, das Genere! zu heben durch Wahrung der Interessen der Mitglieder, Rechtschutz in gewerblichen Streitigkeiten, wissenschaftliche Vorträge, eine reichhaltige Bibliothek mit den besten Werken und einen immer mehr zur Geltung kommenden Arbeitsnachweis, außerdem Unterstützung in Noth! Das bietet Euch schon heute der Verein, trotz seiner beschränkten Mitgliederzahl. Viel mehr könnten wir leisten, wenn Ihr Alle dem Verein beitreten wölltet!

Metallarbeiter! Achtung! Am Montag, den 24. d. M., Abends 8 Uhr, findet im Lokal des Herrn Hendrich, Weithstr. 22 (Großer Saal), eine große Versammlung sämtlicher Metallarbeiter Berlins (Dreher, Fräher, Klemmer, Gärtler, Formier u. s. w.) statt. Tagesordnung: Stellungnahme zum allgemeinen Metallarbeiter-Kongress. Referent: Gottfr. Schulz. Wegen der außergewöhnlichen Wichtigkeit der Tagesordnung ist es Pflicht eines jeden Metallarbeiters, in dieser Versammlung zu erscheinen.

Große öffentliche Versammlung sämtlicher Zimmerleute Berlin und Umgegend am Montag, den 24. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, im Konigshaus Samsouci, Kottbusserstraße 4a. Tagesordnung: Referat und Diskussion über die Gesetzesvorlage der Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter. Referent: Herr Max Schippel. 2. Verschiedenes.

Große öffentliche Versammlung sämtlicher Drechsler, Stodarbeiter, Knopfabriker und Perlmutterarbeiter am Montag, den 24. September, Abends 8 Uhr, im Deigmüller's Saal, Alte Jakobstr. 48a. Tagesordnung: 1. Der Gesetzentwurf betr. die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter. 2. Diskussion. Das Erscheinen sämtlicher Kollegen ist dringend erforderlich.

Große öffentliche Versammlung der Möbelpolirer am Montag, den 24. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, im Andreasgarten, Andreasstr. 26. Tagesordnung: 1. Der Gesetzentwurf betr. die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter. Referent: Herr Stabwundarzt Fritz Kunert. 2. Diskussion und Verschiedenes.

Große öffentliche Versammlung sämtlicher im Wagenbau beschäftigten Arbeiter Berlin und Umgegend, sowie Schmiede, Stellmacher, Schlosser u. s. w., Sonntag, den 23. September, Vormittags 10 1/2 Uhr, Tiedstraße 24, bei Herrn Schmidt.

Fachverein der Buchbinder und verwandten Berufsgeossen. Versammlung am Montag, den 24. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, im Louisestädischen Klubhaus, Annerstr. 16 l. Tagesordnung: 1. Zur Frage der weiblichen Hilfsarbeiter. 2. Ergänzungswahl zur Arbeitsnachweis-Kommission. 3. Verschiedenes und Fragekasten. — Aufnahme neuer Mitglieder. — Gäste willkommen.

Vereinigung der Drechsler Deutschlands. Ortsverwaltung „Berlin III“ (für den Ost- und Nordwest-Berlin) Versammlung am Sonntag, den 23. d. M., Vormittags 10 Uhr, in Seeger's Lokal, Grüner Weg 29. Tagesordnung: 1. Vortrag über: „Glück und Glückseligkeit“. 2. Gewerkschaftliches. 8. Verschiedenes. Aufnahme neuer Mitglieder. Gäste haben Zutritt.

Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter (G. S. 29, Hamburg), Filiale Berlin 8. Sonnabend, den 22. d. M., Abends 8 Uhr, Babilr. 16 bei G. Hagen. Mitgliederversammlung. Tagesordnung: 1. Kassenbericht. 2. Innere Kassenangelegenheiten.

Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter (G. S. 29, Hamburg), Filiale Berlin 5. Versammlung am Sonnabend, den 22. d. M., Abends 9 Uhr, Vorfringerstr. 81 bei Kfermann. Tagesordnung: Kassenbericht, Verschiedenes.

Fachverein der Steindrucker und Lithographen. 3. Stiftungsfest. Humoristischer Herrenabend Sonnab. ab, den 22. September, in Mund's Salon, Köpnickstr. 100. Billets sind bei den Herren Vorstandsmitgliedern zu haben.

Freireligiöse Gemeinde. Rosenhagenstr. 38. Sonntag, den 23. d. M., Vormittags 10 Uhr, Vortrag des Herrn Prof. Dr. Bruno Meyer über: „Kulturperioden“. Damen und Herren als Gäste willkommen.

Literarisches.

Max Kreher, Bürgerlicher Tod. Drama in fünf Aufzügen. Dresden und Leipzig, Victoria. Preis 1 Mark. — Wir kommen auf das Werk des unieren Lesern bestens bekannten Autors noch ausführlich zurück.

„Arbeiterichus“ — unter diesem Titel erscheint seit kurzem in München ein für Arbeiter berechnetes, aber ultramontanes Blatt, welches durch Hebung des „christlichen Familienlebens“ den Arbeitern helfen will. Wir machen darauf aufmerksam, damit man daffelbe nicht mit wirklichen Arbeiterblättern verwechselt.

Briefkasten.

Zu unserem Bedauern haben sich in letzter Woche die Klagen über unregelmäßige Beförderung nach auswärtigen Adressen gehäuft, daß wir offen unser Bedauern darüber aussprechen müssen. Wir werden energisch für Abhilfe sorgen und bitten uns von allen Verzögerungen sofort Mittheilung zu machen, damit wir die Ursachen feststellen und beseitigen können. Alle Beschwerden bitten wir an den Redakteur Max Schippel persönlich zu adressiren.

Liste zum Sammeln von Abonnenten sind jederzeit auf unserer Expedition zu erhalten und werden auch gratis übersandt.

Joh. Sahn. Können Sie uns den Kinkel einmal zur Ansicht schicken? Wir besitzen ihn nicht und wissen ihn auch augenblicklich nicht zu beschaffen. Der „Buchhalter“ ist uns unbekannt.